

Hans Kammerer

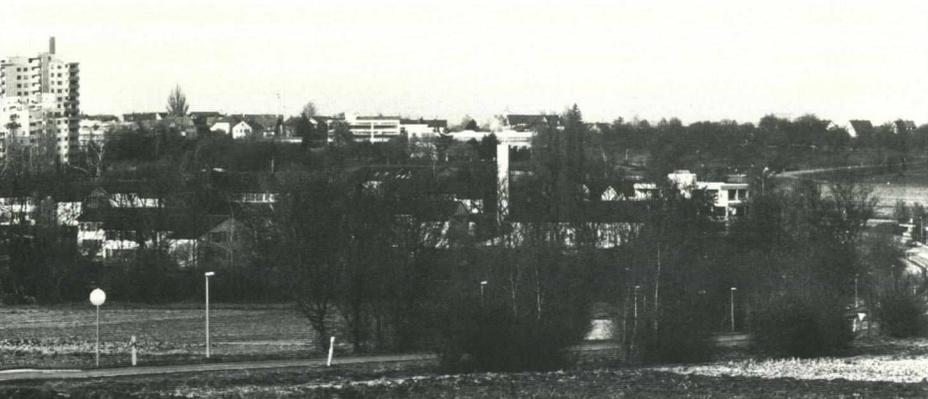


Wohnen und Wohlstand

Hans Kammerer

Wohnen und Wohlstand





Einleitung	4 - 7
Kapitel Eins: Wie wohnt der deutsche Mensch am liebsten?	8 - 17
Kapitel Zwei: Vier Stuttgarter Modelle - Weißenhof und Kochenhof Wohnen 2000 Sonderschau "Heim und Garten"	18 - 27 28 - 35 36 - 41
Kapitel Drei: "Die deutschen Städte sind erst durch den Krieg zerstört worden und dann durch den Wiederaufbau"	42 - 54
Kapitel Vier: Ein Reisebericht	55 - 135
Der vorläufige Rückblick	136 - 139
Quellen, Verfasser Impressum	140 - 141 142

Wer sich für die Architektur des Wohnens interessiert und glaubt, unter "Kultur" im Feuilleton etwas zu finden, ist auf dem Holzweg. Es ist für das Wesentliche reserviert: Musik, Literatur, Museen- und Theaterbauten, eben Kultur.

die Beschäftigungslage der am Wohnungsbau beteiligten Makler, Investoren und Baufirmen.

Die Auswirkungen der Rezession werden, wie auch in anderen Wirtschaftszweigen,

So traurig wie heute war die Bilanz nur noch in den ersten Jahren nach dem Krieg

Empfohlen seien ihm die politische Seite und der Wirtschaftsteil, am besten aber der Immobilienmarkt. Denn das sucht er: die Immobilie zum Wohnen, zur Miete oder zur Rendite.

Die Politik des Wohnungsbaus ist monoton: Streit um Subventionen zwischen Bund, Ländern und Gemeinden. Gelangweilte Diskussionen im halbleeren Plenum.

Kurz-, mittel- oder langfristig, viele Milliarden stehen zur Debatte. Was übrig bleibt, ist immer zu wenig. In der nächsten Legislaturperiode sieht man weiter, vielleicht sogar klarer. Wohnungsnot als Budgetfrage.

Es gibt immer mehr Programme als Mittel, und vor allem gibt es viele Gutachten mit ebenso vielen Statistiken. Erinnerung an Churchills Wort, man könne nur den Statistiken glauben, die man selbst gefälscht habe. Verdacht: Es liest ja doch keiner.

Im Wirtschaftsteil kann man dazu Detailiertes erfahren: Tabellen, Finanzierungsmodelle. Einflüsse auf die Zahl der Beschäftigten und auf den Wohnungsmarkt in den Großstädten, vor allem aber

aufmerksam verfolgt. Meist geht es der Bauindustrie etwas besser als den anderen, besonders in den neuen Ländern.

Man liest auch viel über die schwankende Zahl der fehlenden Wohnungen. In Berlin allein sollen es über hunderttausend sein. Im ganzen Bundesgebiet vielleicht zwei Millionen oder drei. Hochgerechnet auf das von allen anvisierte Stichjahr 2000 sollen noch einmal zwei Millionen dazukommen.

Wie viele Wohnungen müßte man im Jahr bauen, und wie viele werden wirklich gebaut? Das Zahlenspiel ist so alt wie der öffentlich geförderte, vor allem der Soziale Wohnungsbau. Es scheint, so traurig wie heute war die Bilanz nur noch in den ersten Jahren nach dem Krieg.

Fröhlichkeit, Optimismus und verschwenderische Versprechungen bietet dagegen der Immobilienmarkt seinen Lesern. Wohnparadiese en masse, auf Sparraten. Wohnungs- und Hauseigentum zu Vorzugskonditionen. Wer zur Miete wohnt, ist selber schuld; versäumt das Geschäft seines Lebens. Um weniger als eine halbe

Million gibt es schon prachtvolle Dreizimmerwohnungen in ebensolchen Wohnparks an den Rändern der Ballungsgebiete, mit überaus günstigen Finanzierungen. Monstren wie Zwischenkreditfinanzierungsantragstellen trifft man dort an.

Hier herrscht die totale Privatisierung des Wohnungsmarktes. Die guten alten Bausparkassen und Genossenschaften sind Konkurrenten unter vielen.

Wer eine Wohnung zu erschwinglichem Preis sucht, kann sich wenigstens an den großzügigen Angeboten auf farbigen Prospekten mit kindlichen Architektur-Zeichnungen delectieren.

Von den drei genannten Quellen liefert der Immobilienmarkt die zuverlässigsten Auskünfte. Er nennt den Ort, die Kosten und zeigt das Produkt, wenigstens im Bild: Einzugsgebiet der Stadt im breiten und stets wachsenden kleinen Paradies des Wohlstands. Die Bauplätze sind so klein wie nur möglich, trotzdem rar und teuer. Zu große Häuser auf zu kleinen Grundstücken, den Territorien des deutschen Bausparers. Das Produkt ist scharf an der Konkurrenz des Marktes und am Geschmack des Publikums orientiert: Schönheit in allen Formen, wenn schon von Architektur in diesem Zusammenhang keine Rede sein kann. Es zählen vor allem Größe, Ausstattung und Komfort, natürlich auch der Preis.

Was sagt denn die "Fachwelt" dazu?

Wo zumindest die Architekten und ihr Nachwuchs sich über das Entwerfen und Bauen von Wohnungen orientieren könnten, in den vielen feinen Fachmagazinen, übt man sich in gelangweilter Abstinenz, von gelegentlich meist distanzierteren Beschreibungen des bejammernswerten Zustandes und vagen Optimierungsmodellen abgesehen.

Was den Wohnungsbau betrifft, werden fast alle architektonischen und städtebaulichen Auseinandersetzungen gemieden, mit Ausnahme des großen nationalen Forschungsfetichs "Null-Energie-Haus". Von diesem hochgesteckten Ziel sind wir zwar noch ein Stück entfernt und diskutieren daher um so heftiger über das "Niedrig-Energie-Haus".

Zusammen mit dem ökologischen Bauen gilt diesem Energie-Spar-Marathon auch die gespannte Aufmerksamkeit der Architektenverbände und ihrer Organe, unzähliger Fachtagungen, der Öffentlichkeit, vieler Industrien und vor allem des ansonsten vorzugsweise Statistiken und Verordnungen produzierenden Fach-Ministeriums.

Mit gläubigem Überzeugungsblick werden die ersten Modelle vollkommen energieunabhängiger Häuser vorgeführt. Noch sehen sie aus wie Mondfähren oder wie Reste von Versuchs-Anordnungen eines Physik-Seminars und sind unkalkulierbar teuer. Noch.

Ungewöhnlich schnell hat das Bundes-Bauministerium den "Entwurf einer Verordnung über einen energiesparenden

Wärmeschutz bei Gebäuden" vorgelegt. Vor dessen Lektüre empfiehlt sich allerdings ein Seminar zur Erlernung der einschlägigen Amtssprache. Hoffentlich gibt es für die beschlußfassenden Gremien eine verständliche Anleitung. Aber die unverständliche Darbietung gehört zum Verordnungsritual.

Niemand bezweifelt die Notwendigkeit sparsamen Umgangs mit Energie. Einige Architekten versuchen mit großem Engagement, Häuser zu entwerfen, die das Problem integriert lösen. Am Ende müßten es jedenfalls sehr viele einfache Häuser sein. "Energiesparende Billigwohnungen" heiße dann das Thema.

Stattdessen werden immer neue spezialisierte Forderungen erfunden und als Vorschriften erlassen, die zu technisch immer perfekteren und damit teureren Wohnungen führen. Unsere Nachbarländer geben für ihre Wohnungen oft die Hälfte unserer Kosten aus. Deren Wohnungen sind natürlich auch kleiner, mit geringerem technischen Aufwand, einfacher und schon deshalb angenehmer: sichtbares Lob der Armut. (Allein in den letzten zwanzig Jahren ist die Wohnfläche pro Person in der Bundesrepublik um fünfzig Prozent gewachsen.)

Wohnungsbau heißt auch Städtebau und umgekehrt. Seit etwa zwanzig Jahren ist das eingengegte Gesichtsfeld ganz auf die Stadt gerichtet und auf das Stadthaus. Die urbane Rückgewinnungsaktion war

seit etwa zwanzig Jahren ist das eingengegte Gesichtsfeld ganz auf die Stadt gerichtet.

Und jetzt haben sie kein Geld mehr, nicht einmal für das Nötigste.

teuer und erfolgreich. Wir haben ein reiches städtisches Leben, soweit es das überhaupt noch geben kann, für die Masse der Wohlstandskonsumenten und auch für die Minorität des kulturell interessierten Bürgertums.

Die Arbeit ist geleistet. Die Städte sind ausgerüstet und annähernd aufgefüllt. Die restlichen Grundstücke sind ohnedies unbezahlbar geworden.

Und jetzt haben die Gemeinden kein Geld mehr, nicht einmal für das Nötigste, auch nicht für die Erhaltung der städtischen Kultur und der vielen Dienstleistungen, von Neubauten ganz zu schweigen.

Die Zukunft des Wohnens liegt auf dem Land.

Der Urbanismus ist zentralitätsfördernd, und deshalb baut und unterhält die zentrale Stadt auch für das Umland, das seinerseits weitgestreute Wohnlandschaften und miserable Gewerbegebiete erdulden muß.

Die Städtebauer waren lange emsig bemüht, Stadtränder abzustecken, neue Stadttore vorzuschlagen, die alten Stadtgrundrisse in ein neues bürgerliches Bewußtsein zurückzurufen. Für diese angestregten Bemühungen wurde auch eine adäquate Restitutions-Architektur erfunden: die neue Stadt-Monumentalität der Postmoderne.

Alles vorbei. Der Blick geht wieder hinaus aufs Land, wo die Zukunft für weitere Ausbreitungen, vor allem des Wohnungsbaus, liegen muß.

Und es geschieht Seltsames. Die Stadtplaner entdecken zum ersten Mal das Chaos des Umlandes.

Über diese Entdeckung geben Auskunft Hinweise von Michael Mönninger "Klotzen statt kleckern". (Zitiert werden die Forschungen der Stuttgarter Städtebauer um Klaus Humpert.)

"Weil die Flächendispersion jeden geordneten Städtebau unmöglich macht, stellen die Stadtplaner längst Analysen über die Eigengesetzlichkeit 'chaotischer Siedlungen' an. (Man sieht, die Chaostheorien haben auch im Städtebau zugeschlagen.) Für sie ist das Idealbild der befestigten europäischen Plan-Stadt ('Behälter-Stadt') nur ein kurzlebiger Sonderfall in der Geschichte menschlicher Siedlungstätigkeit: 'Das Bild der historischen Stadt mit klarer Grenze spukt auch heute noch bei Architekten in den Köpfen herum. Stadtrand und Stadteingang werden immer wieder baulich herbeigesehnt, sind im Prinzip aber schon lange tot.'"

Und...

"Großstädte produzieren also trotz aller Konzentration sowohl innen als auch außen ein fraktales Randwachstum, so daß eine begrenzte Fläche von einem tendenziell unbegrenzten Umriß gerahmt wird. Diesen Chaos-Befund führen die Forscher auf das Siedler-Motiv zurück, daß jede Parzelle Abstand und freie Sicht haben will, also auch in zentraler Lage die Vorteile der Peripherie, des Freiflächen-Anschlusses."

Und weiter hinten...

"Die 'dichten Packungen' der menschlichen Zivilisation werden sich auflösen. Den Städten steht eine unorthogonale 'biomorphe' Epoche bevor."

"Genauso wie ein Kristall nicht in Quadratform wächst, genauso müssen wir akzeptieren, daß heutige Städte keine historischen Idealformen mehr erreichen, weil wir nicht länger mit der rigiden Disziplinierung aller Bürger rechnen können."

Dafür nennt der Städtebauer Thomas Sieverts einen schlichteren Grund: *"Wir haben nach den verpönten Großprojekten der sechziger Jahre einfach unser Handwerkzeug verlernt."*

Sieht man von der simplen Bilderwelt für höchst komplexe Vorgänge ab ("Behälter-Stadt", "dichte Packung", Vergleich des Stadtwachstums mit dem eines Kristalls), dann bleibt, wenngleich artig verschlüsselt, die Erkenntnis übrig, die schon gut dreißig, vierzig Jahre alt ist, nämlich die des unkontrollierbaren Wucherns von den Rändern der Städte ins Umland.

Offensichtlich stehen wir schon halb resignierend wieder einmal ganz am Anfang auf der Suche nach neuen Lösungen. Eines ist sicher, die Brücken aus den sechziger Jahren haben wir hinter uns verbrannt: Die Großsiedlungen, die keiner mehr will. Das Märkische Viertel, die Neue Vahr und ähnliche Gebilde wurden rechtzeitig erledigt und bleiben es wohl auch.

Stattdessen werden zum Beispiel in Thüringen Häuser mit höchstens drei Wohnungen in Zukunft nur noch "anzeigepflichtig" sein, wenn es für sie einen

Und die paar Hochhäuser

Bebauungsplan gibt. Nicht unlogisch: Das Baurecht ist zu pingelig und deshalb zu langsam. An der geringen architektonischen Qualität gerade dieser Häuser ist sowieso nichts mehr zu ändern. Nur noch ihre Dimensionen werden jetzt reglementiert. Dem Geschmack sind keine Grenzen gesetzt.

Das reicht alles nicht aus, und wir brauchen offensichtlich neue Großsiedlungen; nur dürfen sie nicht so heißen und auch nicht so aussehen. Denn die Neuzugänge des Sozialistischen Wohnungsbaues haben den Abscheu vor diesen Monstern noch vertieft.

In Berlin, das ja von allem am meisten braucht und meistens zu wenig hat, fand man den passenden Ausweg: Statt Siedlung oder Großsiedlung heißt das ersatzweise einfach "Stadterweiterung" oder noch besser "Neue Vorstadt". Das alte Karree militärischer Ordnung und preußischen Städtebaus, gespeist aus den antiken griechischen Kolonialstädten hippodamischen Zuschnitts.

Die enthusiastischen Schilderungen lesen sich wie alte Märchen. Schon vor fast fünfzig Jahren haben die Engländer unter einer sozialistischen Regierung versucht, London durch einen Kranz "neuer Städte" zu entlasten und dafür ein großes Gesetzeswerk beschlossen.

Die Stadt hat sich aber nicht entlasten lassen. Schöne "New Towns", unabhängige Gartenstädte inklusive Industrie und Gewerbe, sind daraus geworden. Auch gut.

In Berlin aber ist alles besser überlegt, schneller zumindest, von den gebotenen vier Geschossen der Häuser mit ausgebautem Dach bis hin zu Baum und Bürgersteig. Rückbesinnung auf die traditionsreiche Blockbebauung. Vor allem: keine Hochhäuser und bitte kein neues Märkisches Viertel und noch viel weniger ein Marzahn. Kein Hauch von Siedlung spürbar.

In der Provinz, vor allem im rückständigen Süden, hat man andere Sorgen. Die etwas kleineren Großstädte sind dort schon weitergebaut mit Gewerbegebieten und endlosen Streusiedlungen. Für das, was im Anschluß daran kommen könnte, steht kaum mehr genügend Land zur Verfügung. Jedenfalls wird es keine neuen, mit der Stadt verbundenen "Vorstädte" geben. Vielleicht muß auch hier nur eine neue Vokabel erfunden werden.

Die Städte sind dort bucklig und bergig und mit ihnen die Häuser. Außerdem haben wir genug Schwierigkeiten gehabt,

das ideologische Soll an neuen "Blockrandbebauungen" aus dem letzten Jahrhundert zu erfüllen. Alles ist hier kleiner, auch die Großsiedlungen sind meist Kleinsiedlungen, aber auch diese sind aus dem Vokabular des Städtebaus verschwunden. Und die paar Hochhäuser: So bescheiden sie sind, so wenig wurden sie geliebt. Die Höhe der Hochhäuser ist hierzulande auch Gradmesser der Provinzialität. Man kann sie natürlich verbieten und die vorhandenen verkürzen. Ein Hamburger Modellvorschlag.

Unsere an langen Wohlstand und ständiges Wachstum gewohnte Gesellschaft steht plötzlich in der tiefsten Rezession seit den frühen Nachkriegsjahren. Wir haben offensichtlich keine Konzepte für unser weniges Geld.

Das wird auch im Wohnungsbau deutlich: kaum Strategien, kaum Methoden und deshalb auch keine Konzepte. Aber ein Millionendefizit an billigen "Wohnungen fürs Existenzminimum", um eine gängige, aber ehrliche Formulierung der zwanziger Jahre zu verwenden.

In einem aber sind sich alle einig: Die Methoden, mit denen in vierzig Nachkriegsjahren immerhin vierundzwanzig Millionen Wohnungen gebaut wurden, sind allesamt obsolet, städtebaulich, architektonisch, sozial. Zumindest sind sie überholt.

So lange uns aber nichts Besseres sichtbar vorgeführt werden kann, und das in der gebotenen Zahl und der drängenden Zeit,

verlangt eigentlich schon der Anstand ein bedächtigeres Urteil.

Vor diesem Hintergrund ist dieser Bericht entstanden. Er ist kein Sach- und Lehrbuch und deshalb auch nicht sachlich und ohne Rezepte. Meinungen, Beobachtungen und Arbeitsberichte eines Architekten, keines Städtebauers, aus vierzig tätigen Jahren, davon allerdings nur die erste Hälfte im Wohnungsbau.

Im Wohnungsbau: kaum Strategien, kaum Methoden, keine Konzepte

so bescheiden sie sind, so wenig wurden sie geliebt.



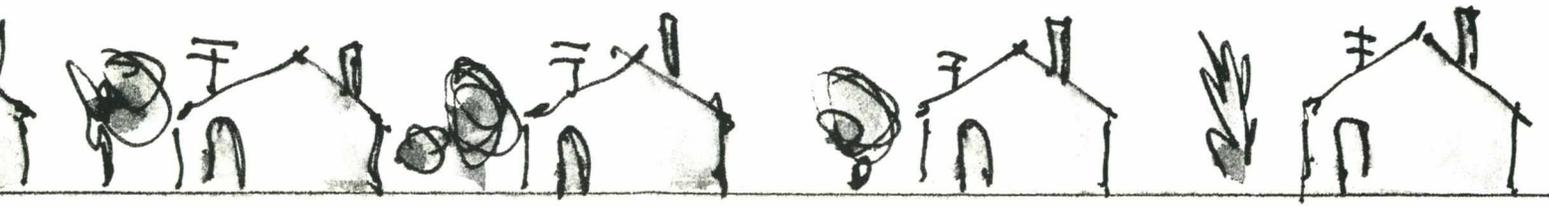
Kapitel Eins: Wie wohnt der deutsche Mensch am liebsten?

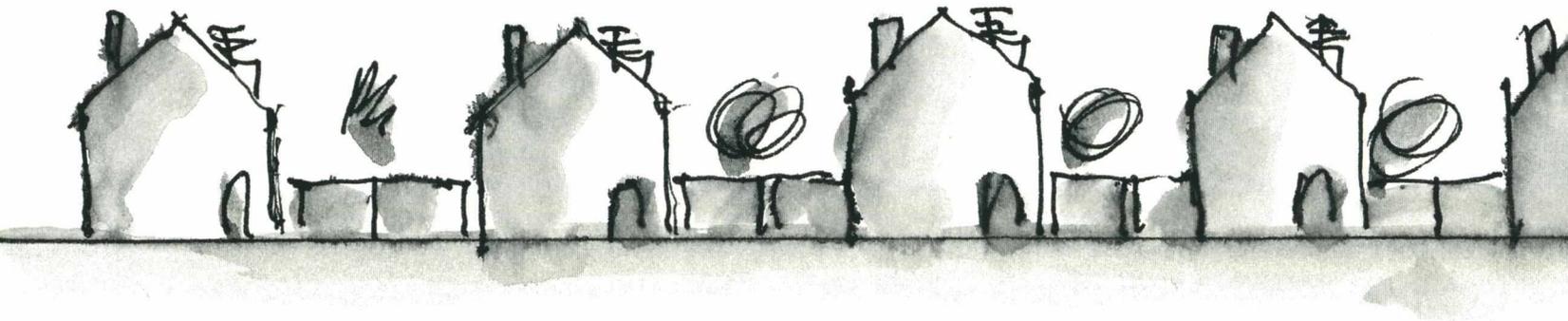
Natürlich im Einfamilienhaus, für dessen Erwerb er im Notfall auch bereit sein muß, sich für Generationen zu verschulden. Seine Nachkommen werden es ihm danken.

Einfamilienhaus ist nicht gleich Einfamilienhaus: einer seiner größten Vorzüge. Die Frage, welche Kategorie es denn sein soll, ist entscheidend.

Unangefochten an der Spitze des Skala liegt das freistehende deutsche Wohnhaus, das deshalb auch in endlosen Varianten die Musterkataloge der Bausparkassen und Immobilienhändler füllt. Es wird zusammen mit seinem Prestigegewinn (nicht zu verwechseln mit architektonischer Qualität) gehandelt. Es steht überall in deutschen Landen und ist das Kernstück des Marktes.

Im Abstand folgen die Sparversionen, bekannt unter der eher deprimierenden Sammelbezeichnung "Verdichtetes Wohnen im Einfamilienhaus". Für die Theoretiker des Wohnungsbaus und die Stadtplaner ist dies von jeher eine ökonomische Patentlösung gewesen, für die Benutzer eher eine Notlösung. Auch die meisten Architekten streben diese Verdichtungen an, wenn sie auch für sich selbst kaum Gebrauch davon machen.





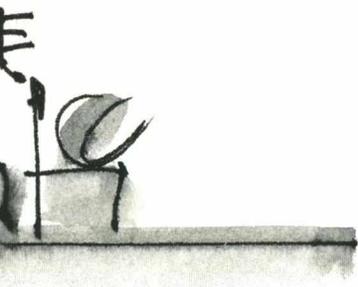
Von vielen Varianten ist eigentlich nur das Reihenhaus übriggeblieben. Und dieses wiederum wird eher toleriert, wenn es nicht so aussieht wie sein klassischer Vorgänger aus den zwanziger Jahren, also wie ein Reihenhaus. Für die Tarnung der unvermeidlichen Addition wird deshalb gern Zusätzliches ausgegeben.

Da genügen oft Kleinigkeiten wie eine größere Garage oder das Design von Tür und Tor, zumindest aber die Freilandgarnituren aus Schmiedeeisen. Jeder Unterschied zum Nachbarn wird kultiviert, jeder Verdacht kollektiven Geschmacks möglichst sichtbar aus dem Weg geräumt.

Populärer schon ist die Ersatzlösung: das "schwäbische Einfamilienhaus", in dem in der Regel zwei oder drei Parteien wohnen - unter dem Kehrwochenlohn des Hausbesitzers, das eines seiner Kontrollinstrumente ist. Auf einer Evolutionsstufe zwischen Einfamilienhaus und Mietshaus stehengeblieben, ist es weder das eine noch das andere: ein recht praktikabler Bastard, anscheinend unausrottbar und seit langem ein Ärgernis für akademisch gebildete Planer, die klare Typen für ihren Katalog anstreben; wie ja auch Hundebesitzer reine Rassen bevorzugen.

Mit dem Zwei- oder Dreifamilienhaus ist kein Staat zu machen, nicht einmal ein rechtes Villenviertel. Es ist eher ein geeigneter Austragungsort für soziale Spannungen, heute auch gerne zwischenmenschliche Konflikte genannt. Das sind Spannungen, die durch Hundehaltung, kleine Kinder, eigenartige Eßgewohnheiten, andere Einstellung zu Sauberkeit und Hygiene, scheinbare moralische Defizite und ähnlich gravierende Merkmale ausgelöst werden können. Dennoch wohnt man gern zur Miete in diesem Mini-Mietshaus, wohl in der Hoffnung auf eine kleine, überschaubare Hausgemeinschaft in Harmonie; eine Hoffnung, die meistens trügt. Für die Produzenten von Bebauungsplänen und die Bau-"Herren" ein sehr interessanter Typ, weil die ausgewiesene Grundstücksgröße eines Einfamilienhauses für drei Familien reicht.

Und wer nichts von alledem hat und es sich auch nicht leisten kann, sucht sich eine Wohnung im Mietshaus. Da geht es dann nicht mehr ums Prestige, sondern um erschwingliche Miete bei akzeptabler Größe. Von diesen Wohnungen fehlen uns zwei oder drei Millionen in der Bundesrepublik, hauptsächlich in den Großstädten,



in den sogenannten Ballungsräumen. Um eine erschwingliche Mietwohnung zu finden und dann auch zu bekommen, braucht einer Glück und Ausdauer. Familien mit keinen oder wenigen Kindern werden auch hier bevorzugt. Ein dauerhafter Arbeitsplatz und solides Auftreten gehören ebenfalls zum Profil des akzeptablen Mieters. Rasse, Nation und Gesinnung spielen eine Rolle, auch wenn man ungern darüber redet. Deshalb haben es viele noch schwerer, eine Wohnung zu finden: mit Sicherheit die Ärmsten. Selbst aus finstersten Löchern läßt sich noch ansehnliche Miete ziehen.

Wenden wir uns wieder der angenehmen Betrachtung des begehrten Einfamilienhauses zu.

Wer glaubt, Häuser ließen Rückschlüsse auf das gesellschaftliche Befinden ihrer Bewohner zu, und das ergründen möchte, dem bietet sich dafür die Betrachtung eines typischen, also beliebigen neueren Vorstadtviertels an. Sie kann auch einfach als Marktstudie verwendet werden, also Antwort geben auf die Frage: Was will der Mensch, wenn er ein Einfamilienhaus will?

Die Metamorphose eines Bebauungsplans oder der langsame Weg vom Häuschen zur Villa. Vielleicht ist das eine Parallelstraße zu der vom Volkswagen zum Mercedes, Wechselwirkungen von Wohlstand, Begierde und deren Befriedigung sind zu studieren.

Ein Dorf im Sog der nahen Großstadt legt Wohngebiete an, die zusammengenommen viel größer sind als der alte Ort, der dann auch entsprechende Bedeutung gewinnt und mit Aufwand und Liebe den typischen dorfstädtischen Charakter anstrebt: durch "Sanierung" des Ortskerns und seiner alten Bauten, mit Fußgängerzone, Blumenschmuck und Tiefgarage. Schicksal und Segen der Nähe zur Großstadt.

Unsere Expansion findet auf einem zum Wohnen geeigneten Südhang statt. Eine Verbindungsstraße zu den nächsten Dörfern übernimmt einen Teil der Erschließungslast und -kosten. Schöne Aussicht auf die große, fast freie Natur mit Hügel und Waldkulisse rundet die angenehme Wohnlage ab. Man läßt sich Zeit mit der Bebauung, die in vier

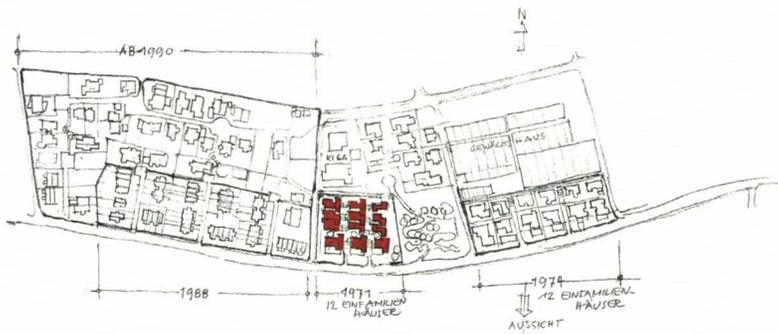


Abschnitten realisiert wird und sich schon deshalb für den kleinen Querschnitt gut eignet, einem Theaterstück in vier Akten vergleichbar.

Dargestellt wird die Überwindung unnötiger Zwänge, die den Menschen an seiner freien Entfaltung hindern. Also die Geschichte bürgerlicher Emanzipation oder: der Stadtplaner als Diener der Gesellschaft.

Die Kulissen bleiben der Nachwelt erhalten, wenn die Personen und ihre Darsteller die Szenerie längst verlassen und vererbt haben werden: das lange Leben der Immobilie.

Der erste Akt:

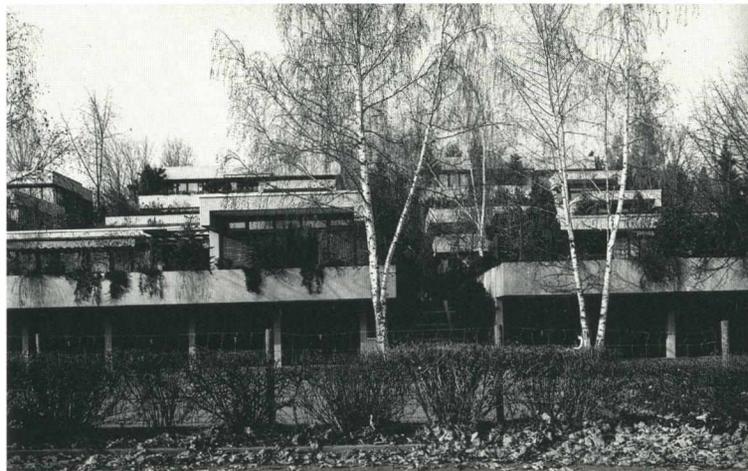


1971

Ein paar junge Architekten stellen zusammen mit der Verwaltung und dem Gemeinderat einen Bebauungsplan auf. Sie entwerfen zuerst die Häuser und danach den Lageplan zusammen mit dem Stadtplaner. Sie bedienen sich dabei der Maximen, die damals den Bau von Wohnhäusern und Siedlungen bestimmten und manche Züge der damaligen akademischen Ausbildung verraten – architektonische, städtebauliche und soziale: sparsamer Verbrauch von Grund und Boden, gute Orientierung zur Sonne, offene Grundrisse für das gedachte Familienleben, Privatheit für die Bewohner, Qualität der Aussicht, Trennung von Fußweg und Fahrerschließung und was dergleichen Einschränkungen mehr zur Behinderung der freien Entfaltung des Bauherren und seines Architekten ausgedacht war.

Für die Häuser werden passende Typen entwickelt. Himmelsrichtung, Topografie und Aussicht zuliebe wählen die Architekten schließlich das Terrassenhaus, das die gegebenen Vorteile am besten auszunützen verspricht. Kein Gedanke wird daran verschwendet, ob die Bauherren diese Vorteile vielleicht für gar nicht so wichtig erachten könnten.

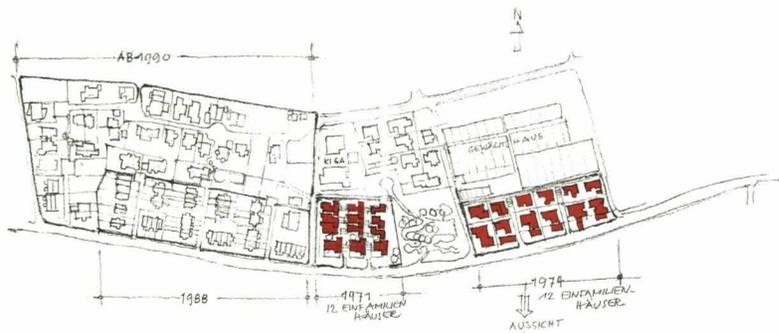
Und weil es noch nicht so viele Bauvorschriften gibt, sollen die Bauten flache Dächer erhalten, die dem freien Grundriß des Terrassenhauses entsprechen. Weil der Begriff Bauphysik nur in engeren Fachkreisen verwendet wird, derjenige des biologischen Bauens noch nicht existiert, als Energiesparen noch ausschließlich eine Budgetfrage ist, beschließen sie, die Häuser mit unverputzten, massiven Ziegelsteinwänden zu bauen und die Betondecken der flachen Dächer als Sichtbetonrand zu zeigen. Baustoffe, die in ihrer



sichtbaren Massivität kurz danach auf den Index kommen, zugunsten menschenfreundlicher und lebendiger Gestaltungsmittel, die dazuhin dem inzwischen fast lückenlosen Katalog bauphysikalischer Verordnungen standhalten müssen.

Wie gesagt, man schreibt das Jahr 1971 und läßt die Architekten immerhin neun Häuser bauen, bis sich die allgemeine Ablehnung dieser Bauweise herumgesprochen hat; und eine Periode zu Ende gegangen ist, die vom kaufkräftigen Publikum, den Planern und den Architekten in das überwundene Zeitalter des unfreundlichen Funktionalismus als Fehlentwicklung zurückgestuft wird.

Der zweite Akt:



1974

Die Regieanweisungen des amtlichen Bebauungsplanes können leider nicht geändert werden, obwohl sich das anspruchsvoll gewordene Publikum anderes wünscht: die Befreiung zunächst aus dem Joch einer vorgegebenen Architektur, also der vernünftige Wunsch nach freier Architektenwahl. Man will "seinen eigenen Architekten", wie das Possessivpronomen andeutet, eine Art von Leibeigenschaft des freien Marktes. Nur so kann der teuer erkaufte Individualität des Besitzes zur kontrollierten Geltung verholten werden. Befreit wird so auch die verschüttete Kreativität der Bauherren, ohne die ja der Architekt auf verlorenem Posten stünde. Man streitet mit dem Ignoranten endlich nicht mehr über so schwierige Begriffe wie Gemütlichkeit, Farbgebung und vor allem darüber, was als wirklich praktisch und was als nur schön zu betrachten sei. Das alles wird in der Familie erörtert, festgelegt und dem Architekt dann mitgeteilt, zu dessen Erleichterung. Wer zahlt, schafft an, und das darf der Nachbar ruhig sehen. "Wenn wir das so gebaut hätten, wie der Architekt es vorhatte...": Anfang eines oft gehörten stolzen Bekenntnisses zur wahren Urhebererschaft.

Die Kunst in dieser Phase ist es, im vorgegebenen kleinteiligen Lageplan möglichst großen Nutzen für sein Eigenheim an Land zu ziehen. Enge darf sein, wenn nur das Haus so auf dem Grundstück steht, daß die Gefahr der Berührung mit dem Nachbar vermieden wird; und dafür sorgt die neue Auslegung des alten Plans. Man kann nun seinen Besitz umkreisen, denn das ist eines der Hauptmerkmale des Eigentums. Also werden die Parzellen nicht mehr nach dem Entwurf festgelegt, sondern umgekehrt: Die Parzellen sind der vorgegebene Raum für das Haus - neutral, gleichberechtigt, logisch.



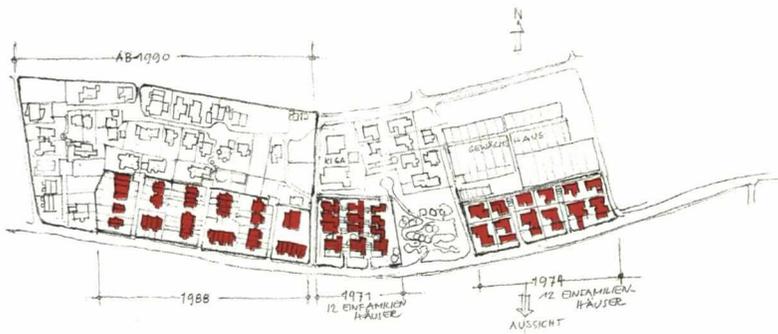
Man braucht zwar diesmal für die zwölf Häuser doppelt so viel Grund und Boden wie für die neun Terrassenhäuser des ersten Abschnitts, verzichtet auch auf freie Aussicht und auf einen Teil der Besonnung. Die Stellplätze des alten Bebauungsplanes entlang der Fahrstraße werden noch akzeptiert. Zum Ausgleich hat man noch befahrbare Fußwege eingebaut, statt der unpraktischen Treppen des älteren Teils. Denn eine Straße, und sei sie auch noch so schmal, ist immer besser als ein Weg, das weiß doch jeder.

So entwickelt sich schnell ein Bild lebendiger, moderner Bauformen, ein Symbol auch demokratischer Vielfalt, bürgerlicher Selbstbestimmung, Stolz des Besitzers auf sein uneingeschränktes Eigentum. Jetzt endlich kommt auch das erstrebenswerte Prädikat "Eigenheim" zur Geltung. Schluß

mit dem raffinierten Surrogat der Ketten- oder Terrassenhäuser, Rückkehr zu nie verlassenem Formen des freistehenden deutschen Wohnhauses, leider noch mit dem Flachdach der älteren Vorschrift.

Eine oft proklamierte Forderung fortschrittlichen Städtebaus wird ebenfalls erfüllt: Trennung des Bebauungsplans vom Bauplan, also Trennung von Planer und Architekt. Eine Siedlung (der Begriff ist hier nicht abwertend gemeint) ist doch kein Gesamtkunstwerk, ja überhaupt keine Kunst, am wenigsten Baukunst. Das Wohnhaus ist im Maklerjargon schon lange ein "Objekt".

Der dritte Akt:



1988

Das alte Repertoire ist zunächst erschöpft, denn das Grundstück von 1970 ist ganz mit Häusern gefüllt. Andere Wohn- und Gewerbegebiete müssen gefunden werden. Außerdem zwingen die hohen Kosten für die Erschließung die Gemeinde, nach günstigeren Finanzierungsmodellen zu suchen. Und vierzehn Jahre später wird man fündig. Der Bebauungsplan wird noch einmal erweitert und mit einem Sonderprogramm "Preiswertes Bauen" von Entwicklungsgesellschaft und Landesbank finanziert.

Ein gutes Programm ist auch eine gute Grundlage für Subvention und Finanzierung. "Preiswerte Wohnungen für junge und kinderreiche Familien" entstehen; Familien, deren Gesamteinkommen den Rahmen des "§ 25 des zweiten Wohnungsbaugesetzes" nicht überschreiten dürfen. Es handelt sich also um "subventionierte Aufwendungsdarlehen für den Erwerb von Wohnungseigentum". Schon die feinen Formulierungen des sonst so nüchternen Amtsdeutschs verleihen dem Vorhaben einen seriösen Klang, rein gefühlsmäßig.

Vierzehn Jahre sind ins Land gegangen. Die Bodenpreise sind so inflatorisch angestiegen wie die der Bauleistungen; auch, weil förderungswürdige Wohnungen sich durch geringen Energieverbrauch auszeichnen sollen. Vollwärmeschutz heißt jetzt die Devise. Das Haus wird eingepackt, für die kalten Tage.

Inzwischen hat sich auch der angestrebte Wandel der Wohnhausarchitektur durchgesetzt. Für die immer ärmer, unkünstlerisch erscheinenden Wohnhäuser der früheren Tage steht jetzt eine bescheidene



Palette bürgerlicher Prachtentfaltung zur Verfügung und dies ohne besonders hohe Kosten: die Postmoderne, mit deren Hilfe nicht nur das normal entwickelte Prestigebedürfnis des Immobilienbesitzers erfüllt wird, sondern vor allem der Grauschleier sozialer und monotoner Architektur verschwindet.

Die Postmoderne begann in den Städten als willkommenes Instrument der Anpassung an alte Stadtstrukturen, theoretisch vorzüglich abgepolstert; und kam dann aufs Land, als diese Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst war - das heißt, die Grenzen der wohltätigen Kosmetik langsam erreicht waren. Auch dort werden die Segnungen der freien Wahl des neuen architektonischen Stils in ländlicher Ausprägung sehr geschätzt. Endlich hat der

Drang zu einer gemäßen menschlichen Architektur des Wohnhauses auch auf dem Land wieder seine Erfüllung gefunden.

Die Ziele des kosten- und flächensparenden Bauens sind anzuerkennen, auch natürlich die Initiative der Gemeinde für dieses "beispielhafte städtebauliche Konzept". In der Tat strengen sich die Architekten in eng gestecktem Rahmen mit zeitgemäßer Professionalität an, einen "Maßstab für familienfreundliches Wohnen" zu finden. "System ja, Monotonie nein", das ist knapp die Devise, der man nur zustimmen kann.

Um die festgelegten Parameter der Wirtschaftlichkeit auszufüllen, müssen die neuen Bauten dreigeschossig werden, mit

dem inzwischen zur ästhetisch-städtebaulichen Norm gewordenen hohen Satteldach, das sich ohne hinderliche baurechtliche Zweifel schon deshalb zum Ausbau anbietet, weil damit fast unsichtbar zusätzlicher Wohnraum anfällt.

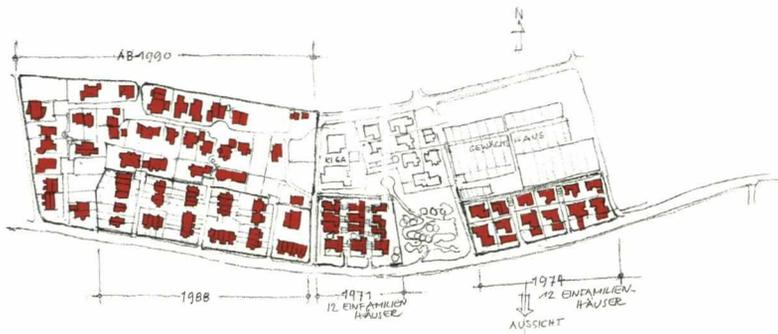
Das Flachdach und das flach geneigte Dach sind verschwunden, auch dies ein Sieg der Vernunft, der Rückbesinnung auf Bodenständigkeit und heimatliche Werte. Und so stehen sie neben ihren eingeschossigen Vorgängern von 1971, die inzwischen kaum mehr sichtbar, ganz eingewachsen sind. Aber was ist ein Haus schon wert, das man kaum sieht?

Die Abstände zwischen den neuen Häusern sind knapp kalkuliert, Aussicht ist für die erste Reihe reserviert, dafür Einsicht für alle anderen. Die Grundrisse ähneln,

und das ist bemerkenswert, den Vorgängern der letzten fünfzig Jahre. Was sich bewährt hat, soll erhalten bleiben, sofern es gelingt, Nachteile auszumerzen und dafür eine "attraktive Architektur, begrünte Wohnstraßen und aufgelockerte Bauweise" zu erfinden. Auch die rigide Vorstellung der alten Planer, die auf Bedürfnisse der Bewohner selten Rücksicht nahmen, die Garagen anonym an die verkehrsreichen Erschließungsstraßen legten, nur um dadurch Abstand und Ruhe für das Wohngebiet zu gewinnen, ist überwunden. Die Automobile sind wieder dort, wo sie hingehören, im Haus und vor dem Haus. Gibt es ein treffenderes Symbol für den praktischen, den ideellen und den Prestigewert des Automobils und des Wohnhauses als eine möglichst große Garage im Erdgeschoß, dem Wohlstand und dem Wachstum von Familie und Automobil Rechnung tragend?

Insgesamt ist dieser dritte Akt des Stücks durch die erhöhte Aufmerksamkeit, die dem Bühnenbild geschenkt wird, am besten charakterisiert; denn es ist sicher nicht einfach, das Gemisch von "Reihenmittelhäusern, Reihenendhäusern und Reihendoppelhäusern" so in eine harmonisch einheitliche Gesamtform zu bringen, daß ihre innere Zerstückelung ganz in einer Großform aufgeht: eben "attraktive Architektur für menschenfreundliches Wohnen" ist, also ein Haus, das eher als Bürgerhaus wirkt denn als Reihnhaus. Der soziale Touch des "verdichteten Wohngebiets" ist architektonisch und menschlich überwunden. Vorteile erhalten, Nachteile vermeiden: das ist Kunst.

Der vierte Akt:



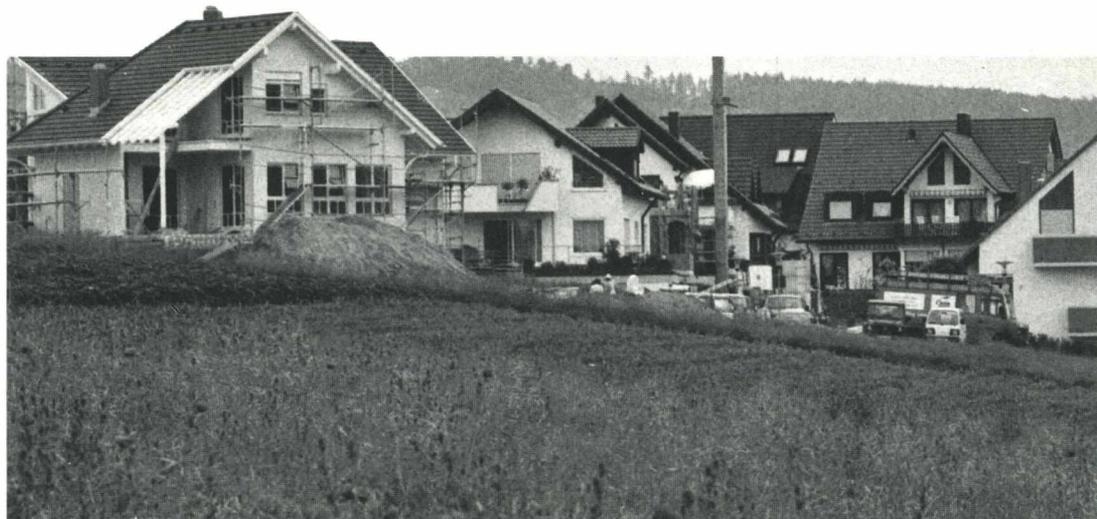
1990 und der Höhepunkt

Nun wird die eigentliche Befreiung inszeniert. Der private Ausgleich für das "beispielhafte städtebauliche Konzept" preisgünstiger Wohnungen für kinderreiche Familien folgt auf den Fersen: die große Freiheit, das sauerverdiente schöne Chaos oder der Garten der Lüste des Bauens: ein triumphaler Schlußakt, der noch voll im Gange ist.

Die Grundstücke sind noch größer und teurer, die Häuser auch. Und keines gleicht dem anderen. Das ist das tragende Thema des letzten und größten Bauabschnitts. Man sieht, wie sich die Bauherren und ihre Architekten, befreit von manch lästigen Fesseln, nun um individuelles Bauen und Wohnen bemühen. Die Grundlage der "neuen Generation" des Wohnhauses ist das "anything goes", ein großer Vorteil postmoderner Architektur; hier in ländlicher, vorstädtischer Ausprägung.

Wer übrigens diesen Traum vom schöneren Wohnen in der Realität kennenlernen möchte, braucht sich nur in seiner näheren Umgebung umzusehen: schöneres Wohnen überall.

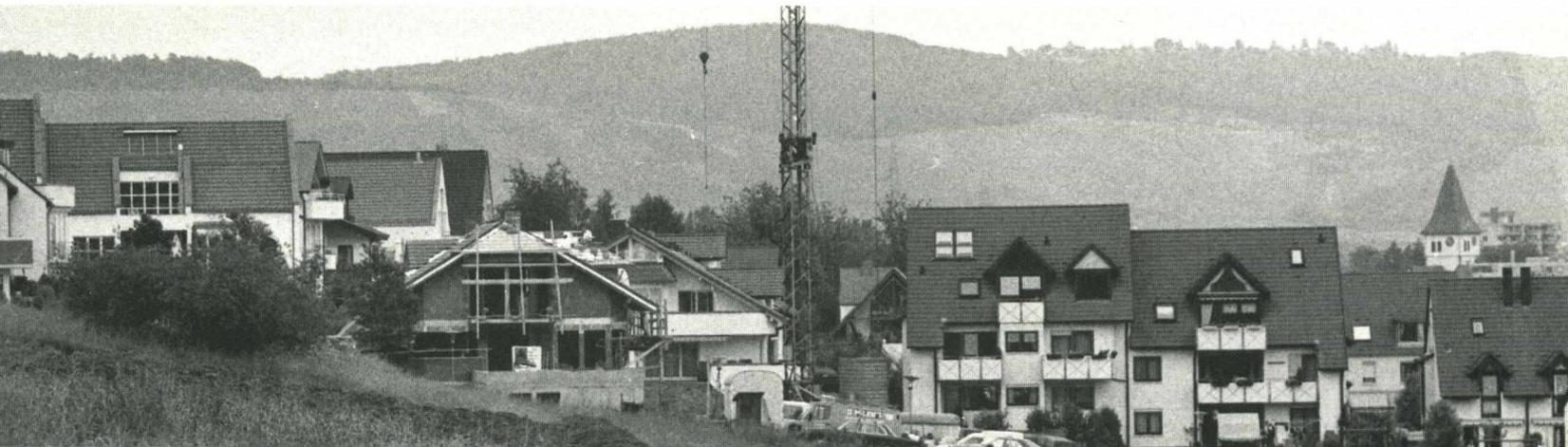
Nach den Pflichtübungen des ersten Bauabschnitts wird im großen Finale die Kür vorgeführt. Der Reichtum an Phantasie der Architektur, ihre Vielfalt auf begrenztem Raum ist zugleich ermunterndes Zeichen des demokratischen Rechts auf Selbstverwirklichung (wer es sich leisten kann, natürlich). Die Behauptung, Bauen habe weniger mit Architektur als mit dem Menschen zu tun, ist wieder einmal bestätigt; auch, daß die Architektur des Wohnhauses ein Spiegel des erworbenen



Reichtums, des Willens zum Aufstieg sei – und des unbefangenen angemeldeten Rechts, als Parvenu zu gelten.

Wenn erst einmal die opulenten Gärten angepflanzt sein werden, der Rasen wächst und kurz geschoren ist, die Exoten in Blüte stehen, dann werden wir alle mit Neid das "Villenviertel 2000" betrachten, den gebauten Traum des Wohlstands. Die Behauptung, er stehe im Gegensatz zum guten Geschmack, wird erst dann endgültig widerlegt sein.

Auch der gute alte Satz des Funktionalismus, Architektur setze die Einheit des Bauwerks voraus, des Inneren mit dem Äußeren, findet endlich seine Entsprechung. Die Möbelindustrie darf sich darüber freuen.





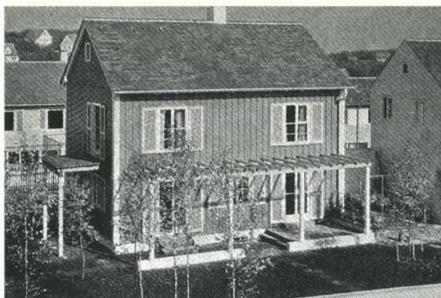
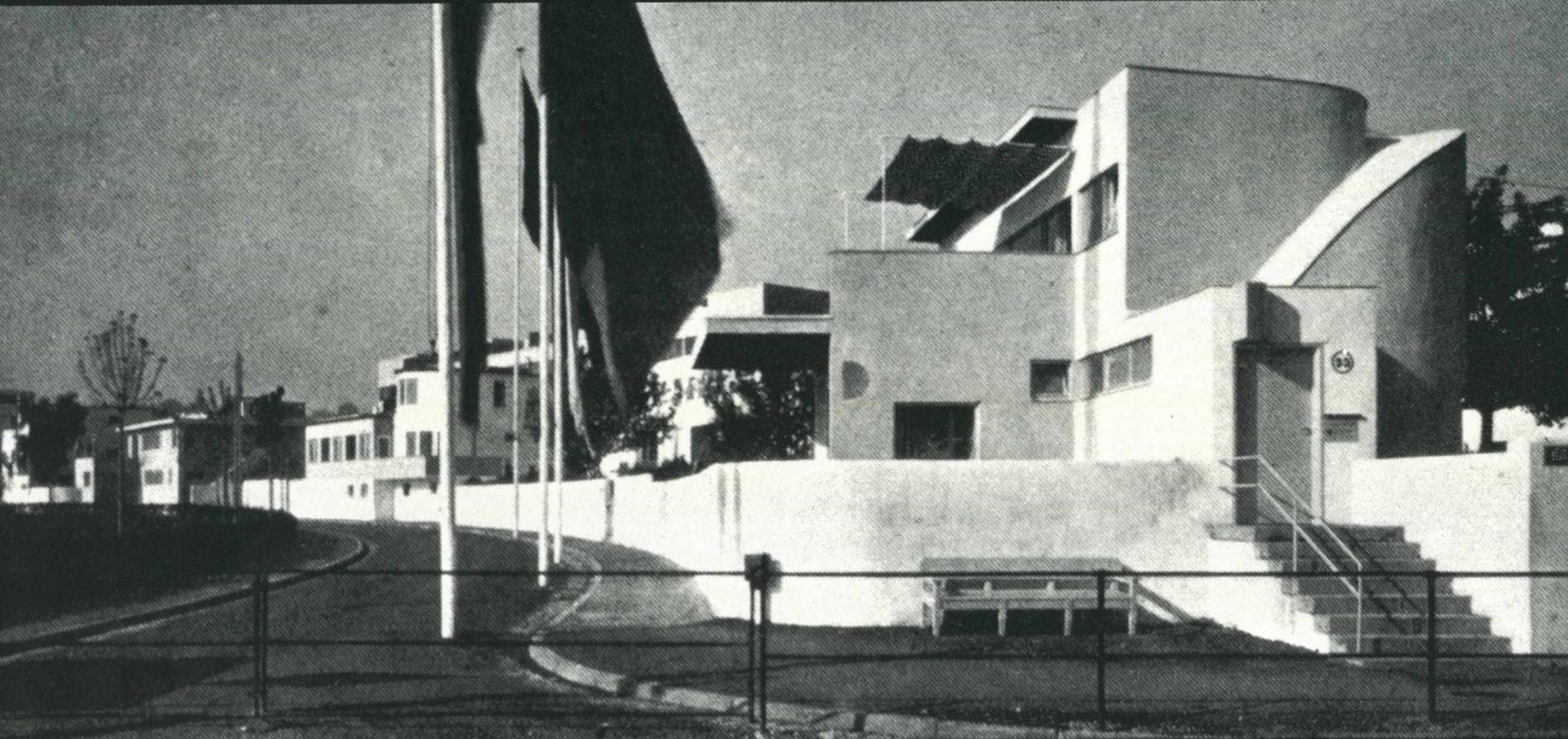
Weissenhof 1927
Wohnen

Kapitel Zwei:
Vier Stuttgarter Modelle
1927 1934 1961 1993

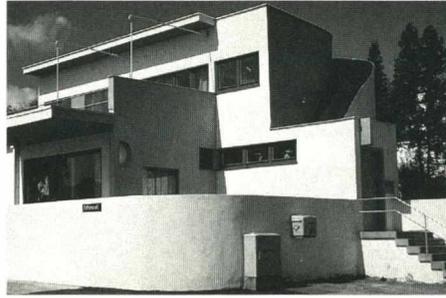
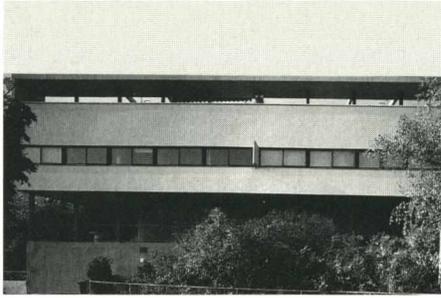
Weißenhof und Kochenhof
1927 und 1934



Kochenhof 1934
Wohnen

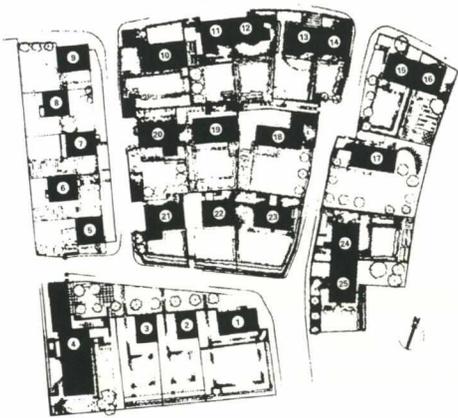
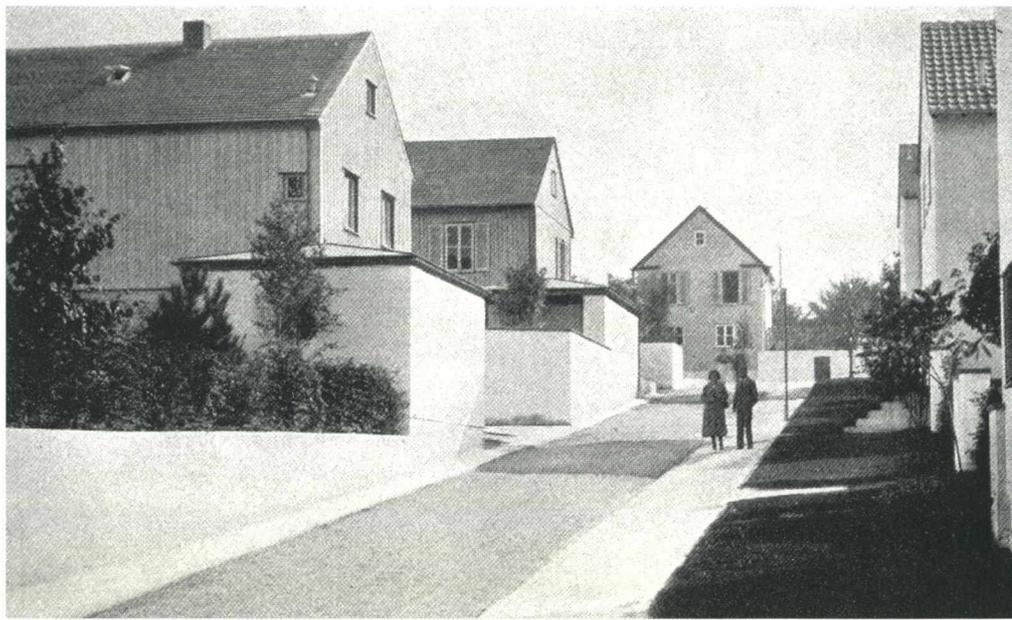
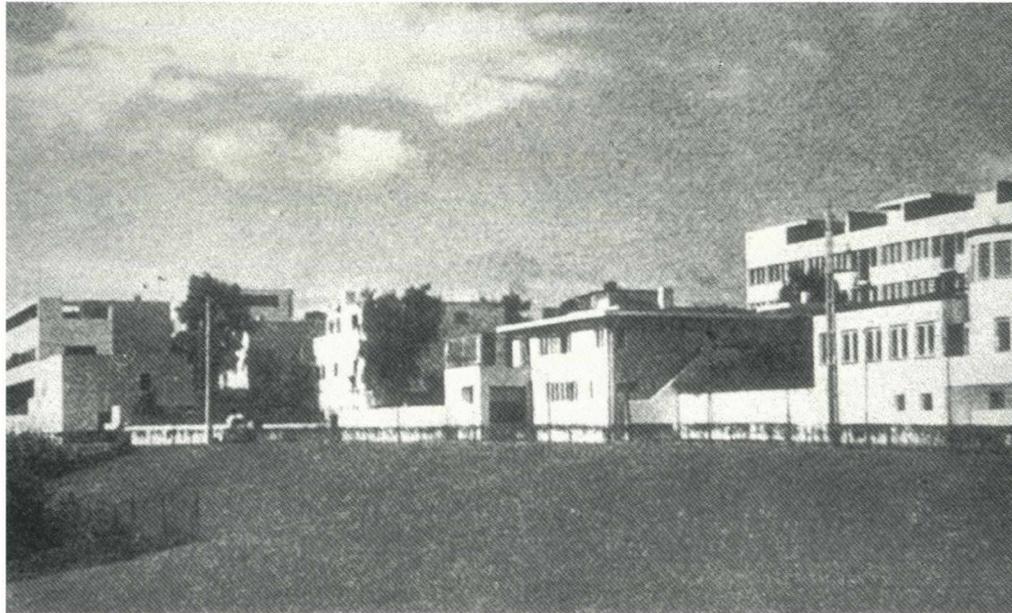


Kochenhof 1934



Weißenhof 1927







Die Kunstakademie in Stuttgart liegt zwischen der Weißenhofsiedlung und der Kochenhofsiedlung, beide auf Distanz haltend.

1946 drängte sich die Architekturabteilung der Technischen Hochschule als ungebeter, aber unabwendbarer Gast unter die Maler und Bildhauer. Ihr alter Bau in der Stadtmitte war ein Trümmerhaufen mit Restruinen.

Unter den Lehrern waren solche der ehemaligen und andere der wiedererwachten Moderne, aber auch noch einige der alten, traditionsverhafteten "Stuttgarter Schule".

Von den neuen hatten manche an der Weißenhofsiedlung mitgebaut oder standen ihr zumindest nahe. Die anderen stammten aus dem damaligen Gegenlager, dem des architektonischen Heimatschutzes, Beteiligte am Modellfall, der Kochenhofsiedlung: "Bauausstellung deutsches Holz" 1934.

Trotz verordneten Burgfriedens ging ein Riß durch das Kollegium und die Studentenschaft. Die gebauten Weltanschauungen lagen jeweils als Kronzeugen vor der Haustür: die **Weißenhofsiedlung** von 1927, zwölf Jahre lang diffamiert, dem Abbruch nur deshalb knapp entronnen, weil ein Generalkommando der Wehrmacht nicht an ihrer Stelle gebaut wurde. Es wurde 1941 ins besetzte Straßburg abgeschoben und dort gottlob auch nicht mehr gebaut.

Vom Bombenangriff verkrüppelt, in Verachtung und Verbot heruntergekommen, lag der Weißenhof, einem Ruinenfeld ähnlicher als einer bewohnbaren Siedlung, unbeachtet da. Vergessen, verkommen, in Tuchfühlung mit Kunstakademie und Architekturschule.

Die Gefährdung dieses wohl bedeutendsten Ensembles der zwanziger Jahre war eben noch lange nicht abgewendet, obwohl die Siedlung inzwischen samt ihrer Architekten offiziell und nicht mit dem besten Gewissen rehabilitiert worden war.

Die kubische Architektur der kargen Strenge in ihrem klugen städtebaulichen Zusammenhang hatte selbst im ruinösen Verfall die große Kraft ihrer Gestaltung nicht verloren.

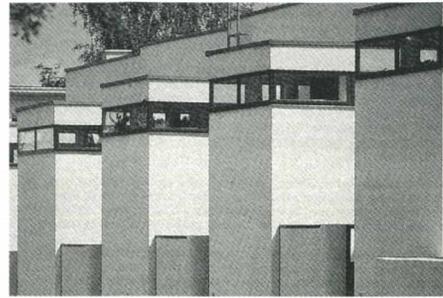
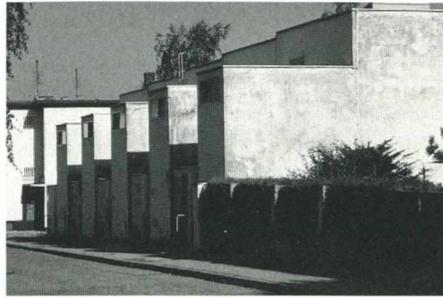
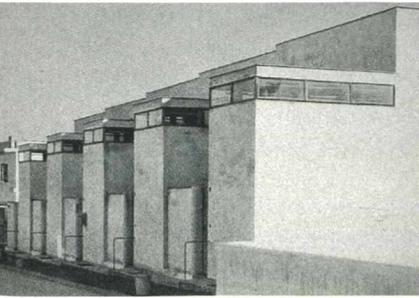
Das weniger lädierte, bürgerlich ruhige Gartenstädtchen der **Kochenhofsiedlung** dagegen wurde von seinen Eigentümern mit den bescheidenen Mitteln der Nachkriegszeit ziemlich rasch wiederhergestellt und fast auf den idyllischen Vorkriegsstand gebracht. Ein angenehmer, gemütvoller Ort zum Wohnen. Schöne Häuser, schöne Gärten, kultiviertes Leben gehobenen Bürgertums. Keinerlei sichtbare Kennzeichen der Auseinandersetzung im damaligen Kulturkampf um das deutsche Wohnhaus alter Tradition und gegen die "volksfremde Internationalität des Weißenhofs". Weder spektakulär noch revolutionär war die Kochenhofsiedlung. Das war auch von ihren Architekten nicht beabsichtigt. Die politische Rolle als völkisches Gegenstück zur Weißenhofsiedlung ist zwar in Vergessenheit geraten, nicht aber ihr stilles Vorbild für die weitere Entwicklung des heimisch-bürgerlichen Wohnhauses bis zum

heutigen Tag. Auch die gute Qualität der traditionellen Architektur der Kochenhofsiedlung sorgte dafür.

In der wiedererstandenen Architekturschule wogten noch jahrelang die Kämpfe zwischen Tradition und Fortschritt. Die beiden Zeugnisse der großen Auseinandersetzung, die benachbarten Siedlungen, blieben dabei fast unerwähnt, scheinbar verdrängt, jedenfalls übersehen. Es war, als schlugen die Lehrer und die Studenten einen Bogen um die beiden Schlachtfelder eines ideologischen Kriegs - als wollten sie es so genau nicht wissen. Vielleicht war nur die Zeit der Aufarbeitung noch nicht gekommen.

Eigenartige Ausnahme. Es gab damals zwei Zeichenlehrer. Der eine, ein Architekt, gemäßigter Traditionalist, ließ von seinen Studenten die Natursteinruinen der ebenfalls benachbarten Gartenschau von 1936 abzeichnen. Und der andere, der Maler Wörn, ein Liberaler, Fortschrittlicher, führte seine Studenten zum Zeichnen und Aquarellieren in die Weißenhofsiedlung. Auf diesem Randgebiet wenigstens konnten sich die Studenten ohne baugeschichtliche, architektonische Hilfe ihrer Lehrer mit den beiden Orten auseinandersetzen.

So lag die Weißenhofsiedlung wie ein gestrandetes Schiff, ein gutes Dutzend Jahre nach dem Krieg, an ihrem schönen Südhang, mit Aussicht auf die Stadt, wie eine Akropolis des Neuen Bauens. Der Putz blätterte ab, die Farbe war verschwunden, die Hälfte der Häuser zerbombt: Ruinen in unterschiedlichem Grad der Zerstörung.



1927
1960
1993

Dann aber übernahm die Vermögensverwaltung des Bundes den Besitz der Häuser und veranlaßte den Wiederaufbau oder die Reparatur, wo und wie es ratsam schien; jedenfalls, ohne die Originalpläne zugrunde zu legen. Diese Eingriffe wurden später immer bedauert, aber den unsicheren Zeitläuften und der Unbekümmertheit baurätlicher Architektur zugeschrieben, Zufälle ohne tiefere Bedeutung.

Man kann das auch anders sehen: Die widerliche Demagogie der berüchtigten Kameltreiber-Fotomontage aus der Nazizeit kam dreißig Jahre später durch die Hintertür wieder ins Haus; unbemerkt, spießbürgerlich, risikolos.

Diese sogenannten Ersatzbauten, mögen sie auch in qualitätloser Unbefangenheit entstanden sein, haben neue Verstümmelungen angerichtet. Die beschädigte Siedlung wurde auch noch banalisiert.

Es sind nicht etwa Anleihen aus der Kochenhofsiedlung, sozusagen eine späte Okkupation. Es sind vielmehr landläufige, ganz normale Wohnhäuser, die überall leichter zu tolerieren sind als an dieser Stelle. Sie zeichnen viel eher die Linie des kommenden Wohnhausbaus vor als die Bauten der Weißenhofsiedlung von 1927 es je konnten.

Die internationale Moderne hatte den Kampf genauso verloren wie das "Deutsche Wohnhaus" der Kochenhofsiedlung. Unter dem stets mißtrauisch betrachteten Flachdach und dem hochgeschätzten Steildach, beides zu oberflächlichen Kampfsymbolen der zwanziger und dreißiger Jahre abgestempelt, läßt sich trefflich dieselbe Qualitätlosigkeit verbergen. "Modern" und "traditionell" werden zu Etiketten, die mit ihrem jeweiligen Inhalt wenig zu tun haben, doch sie lassen sich leicht als Metaphern für verordnete oder verbotene Dorf- und Stadtbilder verwenden.

Wenigstens die halbwegs erhaltenen Häuser von Le Corbusier, Oud, Mies van der Rohe, Stam und Scharoun wurden 1958 unter Denkmalschutz gestellt, übrigens gegen den Widerstand der Heimatvereine.

Erst in den siebziger und achtziger Jahren ging eine Welle der historischen Wiederentdeckung, Erforschung und Dokumentation des neuen Bauens der zwanziger Jahre durch die Welt. Besonders die Werkbund-Ausstellungen Stuttgart 1927, Breslau 1929, Neubühl 1932 und Wien 1932 fanden große Aufmerksamkeit bei fortschrittlichen Bauhistorikern. Sie lagen auch weit so zurück, daß sie risikolos zum historischen Bestand gezählt werden konnten: Zeugnisse einer abgeschlossenen Periode.

Die Weißenhofsiedlung wurde zur wohl berühmtesten Sammlung des Neuen Bauens der zwanziger Jahre. Das gilt für die Häuser und für die Architekten.

Sie lieferte Material für viele Publikationen, Vorträge und Symposien in der ganzen Welt. Architekten aus allen Ländern kamen nach Stuttgart, um die Weißenhofsiedlung zu besichtigen, als sich hierzulande wenige um sie kümmerten. Wie bei ihrer Entstehung kamen die Lorbeeren nicht aus ihrer Stadt, sondern von draußen.

Inzwischen sind die Pflege, die Wiederherstellung und Erhaltung baulich-kultureller Werte aller Perioden zu einer wichtigen und populären Aufgabe des Bundes, der Städte und der Gemeinden geworden. So war es unvermeidbar, daß auch diese zum touristischen Kleinod gewordene Siedlung endlich für eine umfassende Erneuerung und Wiederherstellung anstand.

Stuttgarter Architekten gründeten dafür einen Verein aus Engagierten und Kundigen. Jürgen Joedicke sorgte für angemessenes Bewußtsein an der Universität. Zur Wiederherstellung der Siedlung in ihrer ursprünglichen Form wurden Mittel von Bund und Land aufgebracht oder zugesagt. Die sogenannten Ersatzbauten an der Rathenau-Straße riß man allerdings nicht ab, sondern richtete sie wieder her: vielleicht als Mahnmale für Eingeweichte.

Die Arbeiten sind fortgeschritten, das Resultat überzeugt. Für das ganz zerstörte und nicht ersetzte Döcker-Haus wird sogar ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Nach fünfundsiebzehn Jahren ist der Weißenhof zu einem Baudenkmal geworden, was er nie sein und nie werden wollte. Aus dem Experiment wurde Geschichte.

Die Weißenhofsiedlung als Teil der Werkbund-Ausstellung von 1927 hieß einfach "Die Wohnung". Also nicht nur neue Hausformen, sondern vor allem neue Räume waren gemeint. Suche nach der Korrespondenz der Funktionen des Wohnens mit den Formen der Architektur. Die Architekten hatten neue geeignete Konstruktionen für den Hausbau entwickelt, auch neue Möbel, die zum Teil noch heute in Serien hergestellt und als "Klassiker" verkauft werden.

Das Wohnhaus als konsequente Einheit von Form und Inhalt. Nichts blieb übrig von der bürgerlichen Gemütlichkeit aus dem 19. Jahrhundert. Die Räume fürs Wohnen und Arbeiten wurden von Anfang an von den meisten Besuchern genauso abgelehnt wie die Bauten selbst: Fabrik-Design, offen zur Schau gestellt, wurde als Angriff aufs Wohnhaus der deutschen Tradition, als Attacke auf die Gemütlichkeit empfunden. Die Weißenhofsiedlung war

und blieb ein Bürgerschreck. Beliebt war das neue Bauen wohl nie, dafür war es eben nicht bürgerlich genug.

Daß die Erfindung einer "Neuen Sachlichkeit" planerisch-architektonische Antwort auf eine sozial-politisch drängende Frage war, spielt im Rückblick die geringere Rolle. Damals hatten in Deutschland mindestens eine Million Familien keine eigene Wohnung. Der "Congrès International d'Architecture Moderne" diskutierte 1929 in Frankfurt "Die Wohnung für das Existenzminimum" und zeigte in einer großen Ausstellung Siedlungen und Wohnungen, die in ihrer industriellen Fertigung, ihren Grundrissen und städtebaulichen Ausrichtungen ganz und gar auf das Ziel der billigen und guten Wohnung gerichtet waren.

In schonungslos rationeller Konsequenz wurden die Regeln dafür aufgestellt und in vielen Großsiedlungen des damaligen Deutschen Reichs realisiert: Zeilenbau, fast austauschbar. Viele Städte haben Siedlungen aus jener Zeit, heute mit Gärten und Grünräumen beliebte Wohnorte, auch wenn die gleichartige Strenge der langen Zeilen kaum eine Raumbildung im traditionellen Sinne erlaubten. Ihre heutigen Bewohner schätzen die Siedlungen vermutlich mehr als die ersten Bewohner vor sechzig Jahren, weil sie Orte sind für gute, einfache Wohnungen. Auch ohne öffentliche Plätze.

Wer den heutigen Wohnungsbau in seiner meist planlosen Zufälligkeit und seiner architektonischen Banalität kritisch betrachtet, sollte sich überlegen, ob die angeprangerte Monotonie und Schmucklosigkeit der zwanziger Jahre in Wirklichkeit nicht der einzige Versuch war und blieb, das Problem der "Wohnung für das Existenzminimum" auf anspruchsvolle Weise zu lösen.



1927
1993

In unseren Ohren klingt freilich schon die Kategorie "Existenzminimum" unerträglich, obwohl wir seit langem vergleichbare Probleme haben.

1925, als die Werkbund-Ausstellung "Die Wohnung" beschlossen wurde, meinte der damalige Stuttgarter Oberbürgermeister Lautenschlager, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit würden jede Verschwendung verbieten und größte Wirkung mit kleinsten Mitteln verlangen, dabei seien die Wohnanlagen zu verbilligen und gleichzeitig eine Verbesserung des Wohnens zu erzielen: so der Kern eines Programms für rationalisierten Wohnungs-

bau, in einer armen Zeit vor über sechzig Jahren.

Übrigens wurden alle Häuser der Weißenhofsiedlung in zweieinhalb bis maximal sechs Monaten gebaut, samt Möblierung und Gartenanlage.

Obwohl die Architekten aus verschiedenen Ländern kamen und sich lediglich an den Rahmen des Lageplans von Mies van der Rohe hielten, entstand eine Wohnsiedlung von großer Geschlossenheit, trotz unterschiedlicher Auffassung von den Zielen im einzelnen. Das "Neue Bauen" war ein

Band, das sie alle zusammenhielt. Einheit entstand ohne Zwang, aber mit hoher, internationaler Qualität.

Wenn wir heute von dieser Zeit etwas lernen können, dann den geistig-moralischen Ansatz dieser Architektur, der in unserer Zeit leerer Kassen und steigender Arbeitslosigkeit eher Vorbild sein könnte als die pseudo-individuellen Spielchen mit einer erneuten Wiedergeburt historischer Architekturen aus dritter Hand oder die konstruktiven Clownerien einer Szenearchitektur. Dies kann nicht nur eine ökonomische Frage oder eine der Vielfalt sein, sondern vor allem eine Frage der Glaubwürdigkeit von Architektur.



Wohnen 2000

Experimenteller Wohnungsbau

Internationale Gartenbauausstellung 1993

Ein teurer Fehlschlag

Die Weißenhofsiedlung von 1927 hieß einfach "Die Wohnung" und war Teil einer Bauausstellung. Sie benötigte keinen pompösen Titel, um weltberühmt zu werden – was dem kleinen Wohnquartier von 1993, Teil der internationalen Gartenbauausstellung in Stuttgart, sicher nicht widerfahren wird. Wenn man zu der nicht gerade bescheidenen Ankündigung auch noch das Leitthema der Gartenschau addiert ("Verantwortungsbewußter Umgang mit der Natur in der Stadt"), so wirkt der Public-Relation-Stil des Titels fast wie eine Provokation des Mißerfolgs, den dann auch die vorsichtigsten Kritiker nicht beschönigen können.

Nach fünfjähriger Planungs- und Bauzeit stand das Quartier fertig zur Besichtigung, allerdings nur von außen und nur mit Eintrittskarte zur Gartenschau.

Eine Begleitausstellung mit dem sehr originellen Titel "Werk Stadt Wohnen" lieferte Interessenten, die ja aus aller Welt hätten kommen sollen: trockene, genaue Informationen zu den Bauten, die an Ort und Stelle viel einfacher zu besichtigen gewesen wären – aber nicht waren.

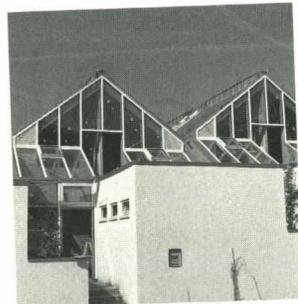
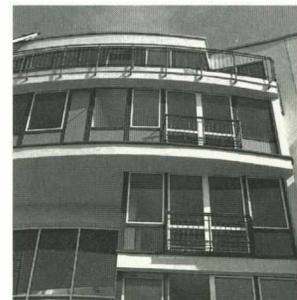
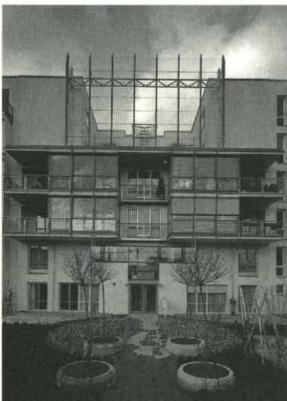
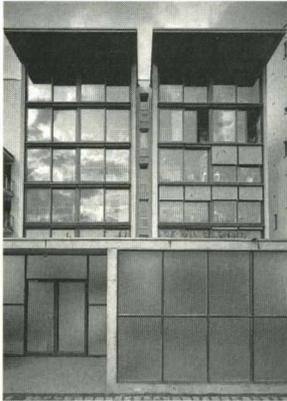
Nicht die Architekten sind in erster Linie Ziel der Kritik – die Gesamtplanung des ehrgeizigen Unternehmens ist es. Dem großen Gelände der Gartenschau, dem "Grünen U", wurde ein anscheinend überflüssiger Zwickel für das internationale Wohnexperiment abgezackt. Die schönen großen Landschaften der Ausstellung stehen wohl allesamt unter Naturschutz. So blieb für das Wohnen nur ein Dreieck zwischen Vorortbahnhof, Verkehrsstraße und Gleisanlagen übrig: lärmiges Mischgebiet von Gewerbe- und Wohnungsbau, außerdem schwer zu finden. Vielleicht war es auch ein subtiles Ziel des Vorhabens, die Architekten mit den miserablen, aber durchaus realistischen Bedingungen für manchen innerstädtischen Wohnungsbau zu konfrontieren. Der angemahnte "verantwortungsbewußte Umgang mit der Natur in der Stadt" wurde ersatzweise im nahegelegenen Rosensteinpark absolviert.

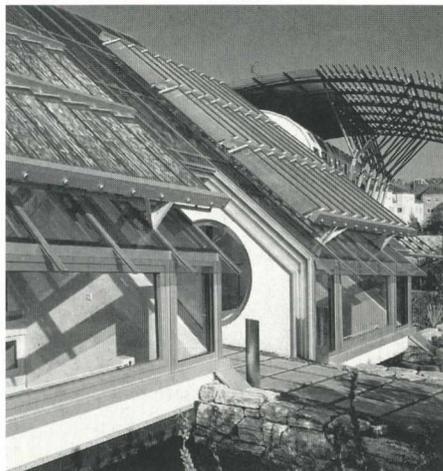
Das Programm hat keinen ganz städtischen Charakter. Neben sieben- oder achtgeschossigen Miethäusern gibt es noch neunzehn Einfamilien-Reihenhäuser.

Aus diesen zwei Typen, Miethaus in der Reihe und Reihenwohnhaus, setzt sich die Erwartung an das experimentelle Wohnen zusammen. Auch das mag für die Zeit der geschrumpften Typenauswahl im Wohnungsbau bezeichnend sein. In Wirklichkeit ist es wohl nichts anderes als die Aufforderung an die Architekten, sich damit zufrieden zu geben und über andere Formen des Wohnens nicht viel nachzudenken. Andere Wohnformen hätten in der Beliebigkeit und Enge des Bauplatzes auch keine Chance gehabt.

Der Lageplan, wenn diese Bezeichnung überhaupt angebracht ist, besteht aus einer Miethauszeile und dem Gedränge der Reihenhäuser. Planerische Experimente haben sich die Städtebauer verkneipen, getreu der Devise: Lageplan und Baupläne sind bestenfalls ganz entfernte Verwandte ohne sichtbare Verbindung.

Die Miethäuser folgen dem städtebaulichen Allheilmittel der "Blockrandbebauung" aus dem praktischen Erbe des 19. Jahrhunderts. Jedenfalls kann damit kein Unheil angerichtet werden, wie man stadtauf, stadtab feststellen kann.





In Lageplan und Grundstücksgröße für die Reihenhäuser ist deren Versagen programmiert. Die städtebauliche Gestaltung des interessanten und aufwendigen Demonstrationsprojektes beschränkt sich auf die Erreichbarkeit der Häuser über Fußwege. Raumbildungen wurden vermieden. Der Fahrverkehr erledigt sich von selbst, weil keine Garagen vorgesehen sind; logisch, bei der Nähe des Bahnhofs. Vielleicht dienen auch die Tiefgaragen unter den Miet Häusern als Ersatz.

Aus dieser planerischen Leistung könnte selbst der beste Architekt keine gut bewohnbaren Reihenhäuser zaubern. Die Abstände sind minimal, die gegenseitige Einsicht ist unvermeidbar. Dabei sind die Zeilenabstände von Reihenhäusern im Verhältnis zu ihrer Höhe schon seit gut siebzig Jahren entwickelt, erprobt und in aller Welt praktiziert worden.

So bescheiden das städtebauliche Angebot ist, so hochgeschraubt wurden die Erwartungen an die Architekten formuliert:

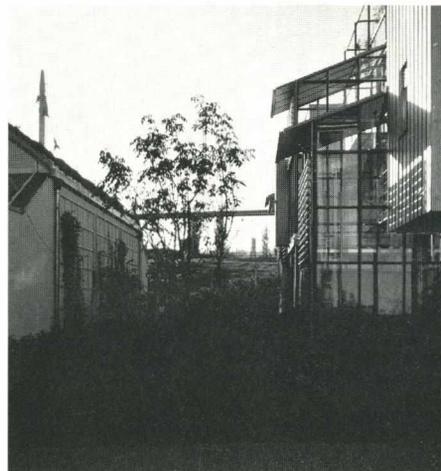
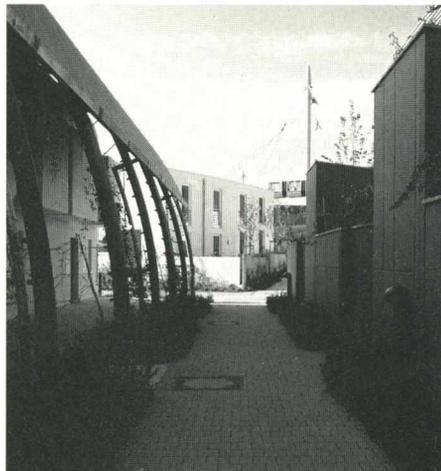
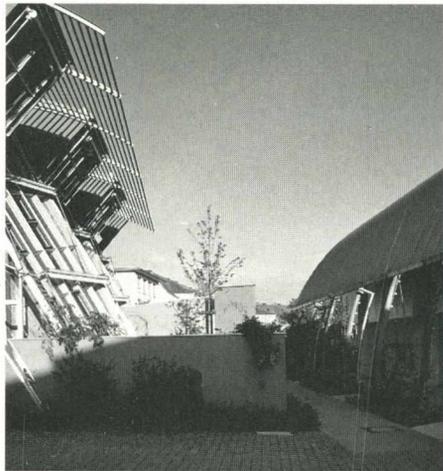
- ökologische Aspekte: *Energie sparen, sorgsamer Umgang mit der Natur, Wohnen als soziales Experiment, Wohnqualität.*
- Aspekte der Gesamtlösung: *Abstimmung der Planungselemente etc.*
- Aspekte der Realisierbarkeit: *finanzieller und technischer Aufwand, Akzeptanz der vorgeschlagenen Wohnform (was immer man darunter verstehen mag).*
- Internationale Aspekte: *Vielfalt aus vielen Herkunftsländern.*

Natürlich kam dazu noch das Verlangen nach planerischer Phantasie, Innovation und Kreativität, die unvermeidlichen stereotypen Merkmale aller Experimental-Programme, Ansporn und Drohung zugleich.

Dieses zu erreichen, lud man siebenundzwanzig internationale Architekten zu einer Konkurrenz ein und wählte dreizehn Teams aus elf Ländern zur weiteren Planung. Die Architekten und ihre jeweilige Vorstellung vom Wohnungsbau waren also bekannt, und deshalb war wohl auch die Unverträglichkeit ihrer Produkte einkalkuliert. Faszinierendes Chaos war also programmiert, wahrscheinlich sogar erwünscht. Schade um die architektonischen Anstrengungen.

Den Architekten zur Seite gestellt wurden zahlreiche bautechnische, ökologische und wirtschaftliche Spezialisten, dazu kamen vier Bauträger und natürlich das Referat Städtebau als federführende Instanz und vermutlich noch manch andere.

Diese stattliche Phalanx von Geburtshelfern war dennoch nicht in der Lage, das große Experiment zum Beginn der Internationalen Gartenbauausstellung, vier Jahre später, aus der Taufe zu heben. (Zur Erinnerung: Die Weißenhofsiedlung wurde vor fünfundsiebzehn Jahren im Mittel in vier Monaten gebaut.)



In unserer Zeit der öffentlichen Armut und der zu Millionen fehlenden Wohnungen müßten von einem solchen Experiment eigentlich Lösungsansätze ausgehen, die vor allen anderen Aspekten den der sozialen Brauchbarkeit und der möglichst geringen Kosten bei kurzer Bauzeit Rechnung trügen. An schöne, vor allem einfache Häuser zum Wohnen könnte man denken. Alle anderen Ziele sind gemessen an diesen sekundär - sogar die äußerst populäre Ökologie mit ihren zahllosen Unterabteilungen. Der große Katalog teils praktischer, teils utopischer, aber schon verordneter Energiesparmaßnahmen gehört dazu.

Dabei sind die Bauten der Expo, von einigen Mietshäusern abgesehen, teuer und allesamt saftig subventioniert. Am eklatantesten ist das Preis/Leistungs-Defizit bei den kleinen Reihenhäusern (Kosten von 750.000 bis 1.4 Millionen, im Schnitt über eine Million DM). Sie sind schon deshalb kaum verkäuflich.

Wer sich über die armselige Monotonie des Wohnungsbaus beklagt, also fast jeder, der kommt allerdings auf seine Kosten. Man hat renommierte Architekten im engen Raum aufeinander losgelassen, und was dabei herausgekommen ist, hat weniger mit gutem Wohnen in experimentellen, sinnvollen Wohnhäusern zu tun als mit einer Selbstdarstellung der Designer - und die wurde wohl auch erwartet.

Aus den Requisiten des Energiespar- und Ökologie-Arsenals wurden meist teure Architekturstückchen entwickelt; das heißt, auch die sinnvollsten Anregungen wurden bei den meisten Häusern zu architektonischen, kostentreibenden Accessoires umgearbeitet, deren erwartete Wirkung selbst von Fachleuten angezweifelt wird. Dem wahrhaftig wichtigen Aspekt der ökologischen Ziele wurde jedenfalls mit seiner architektonischen Ausbeutung kein guter Dienst erwiesen, am wenigstens bei den Reihenhäusern, die zwischen Einfalt und Eitelkeit schwankend, kaum jemand zum Wohnen einladen, auch wenn sie billiger wären.

Soll niemand kommen und das Schicksal der Weißenhofsiedlung zitieren und behaupten, die Bauten seien deshalb ihrer Zeit so weit voraus, weil sie von den normal-rückständigen Bürgern bestenfalls als exotische Exponate verstanden würden.

Die zum Teil aufregende Architektur verpufft in der geballten Ladung ihrer engen Aufstellung. Fast alle haben schon deshalb einen zu geringen Wohnwert. Es bleiben kaum nutzbare Gärtchen zwischen den Reihen. Zwischenräume, mehr nicht.

In den Häusern traf man auf einen verbesserten Rohbau, dessen Qualitäten nur mit Phantasie aufgespürt werden konnten. Treppen sind oft eng und dunkel. Verschachtelung einfacher Räume wird mit räumlicher Vielfalt und Erlebniswert verwechselt.

Energiesparmaßnahmen

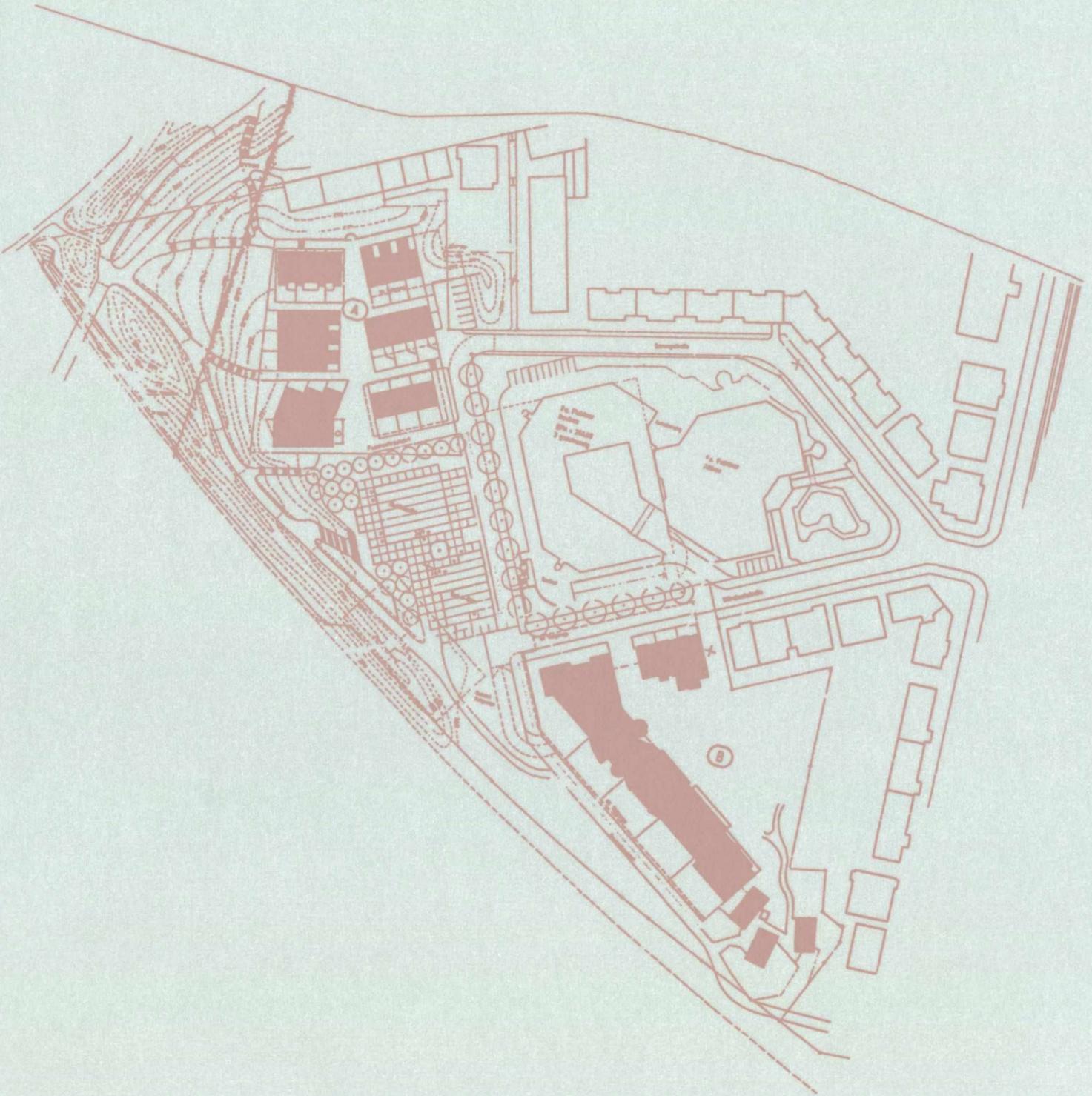
Schicksal

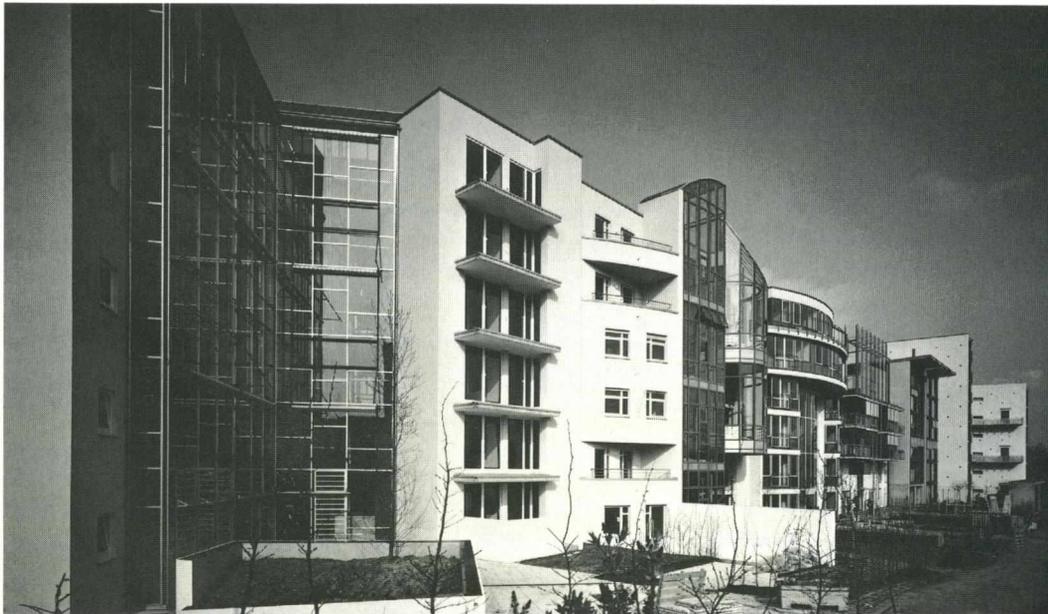
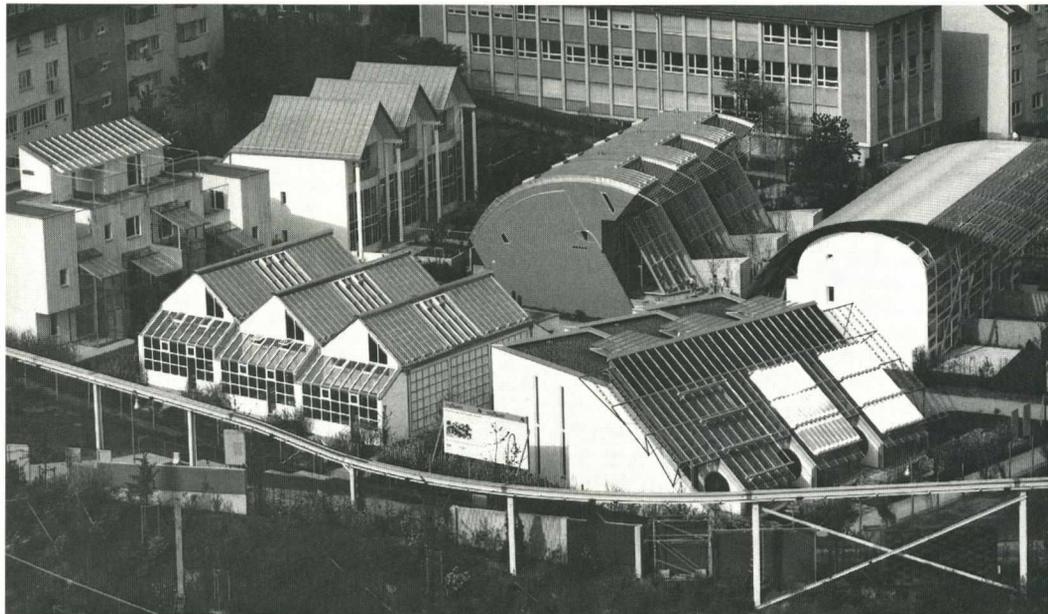
Million

Wohnwert

Selbstdarstellung

Erlebniswert





werbl. nutzbar, Wohn- u. Nutzfl. ca. 150 m², Dach neu, Bj. ca. 1900. Garage u. Stellplatz, sofort bezugsfertig, 298 000.-. Tel. ab Mo. 0 71 50 - 60 80

KAPITALANLAGEN

Karlsruhe: 1-Zi.-App., ca. 20 m², Stpl., freierwerbend **KP 110 000.- DM**
Botang: 3x1-Zi.-App., ca. 30 m², TG-Stpl. **KP je 150 000.- DM**
Bruchsal: 1-Zi.-App., ca. 39 m², Stpl., freierwerbend **KP 179 000.- DM**
Bremen: 2-Zi.-ETW, ca. 66 m², TG-Stpl. **KP 120 000.- DM**
Stplang: 2x4½-Zi.-ETW, ca. 135 m², TG-Stpl. **KP je 480 000.- DM**

Alle Wohnungen sind gut vermietet!!!

Tel. 07 11 / 8 40 34 87
WIGGERSHAUS & RAAB
IMMOBILIEN GBR

Älteres, gepflegtes 1-2-Fam.-Haus in Stgt.-Wangen, Grundst. 1,12 Ar, Wohnfläche ca. 120 m², kleiner Garten, ruhige Wohnanlage, VB 298 000.- DM
2-Zi.-Whg., Stgt. West, 60 m², frei 8/93, Bj. 1913, 1986 vollst. renoviert, ruhige Wohnlage, Kaufpreis 214 000.- DM
BÖHMLER & PFLANZ Immobilien, Finanz- und Versicherungsmakler GmbH
 Hauptstraße 4, 71394 Kernen-Rommelshausen, Tel. (0 71 51) 4 78 35 - Fax 4 79 29

2 Zimmer Whg.
m. Kü. u. B/WC.
i. ruh. Stadtl.
Arzt Apo. Aldi i. d. N.
ab sofort zu verm.
(Türken zweckl.)
Kind & Hund

Süden ausgerichtet. Im B...

Zum Beispiel:

2 Zi., 43,33 m² DM 290 000
1 Zi., 42,45 m² DM 289 000
1 Zi., 39,49 m² DM 270 000

inkl. TG-Stellplatz.

Die Zusammenlegung scheidener kleiner Wohnungen zu einer großen ist n realisierbar.

Auf Wunsch ist der Erv von TG-Stellplätzen mög TG-Stellplatz **DM 25 000**
Keine Käuferprovision

Stgt.-Möhringen Neubau-ETW

Attraktive, großzügige Wohnungen mit Terrasse o Balkon in Südlage, nur Fam.-Haus, gute zentru nahe Lage, Bau begonne

Noch zu erwerben:

4½ Zi., 85 m² DM 476 000
3½ Zi., 108 m² DM 596 000
 jeweils inkl. Garagenstellpl

Stgt.-Vaihingen exklus.-1-Fam./DH

Sehr ruhige Wohnlage 530 m² Grundstücks ca. 194 m² Wfl., ELW, 1 port, 1 Garage. Bau Herbst '93 **DM 1,3**

Tel. 0 70 22 / 3 11

Wohn- und Geschäft in 72379 Heching

210 m² Wfl., bezugsfre Gewerbefläche, verpac DM

BL-Immobilien G
Postfach 10 08
72308 Baling.
Telefon 0 74 33 / ?
Fax 0 74 33 / 38

Das ist weniger Experiment modernen Wohnens als gedrängte Schau interessanter vergänglicher Formen; vielleicht auch die einer eigenwilligen Vorstellung von der Ablösung der postmodernen Scheinarchitektur, die den Wohnungsbau der achtziger Jahre lange genug dominiert und gestalterisch zu Grunde gerichtet hat.

Die Miethäuser zeigen eine bunte Reihe unterschiedlicher Handschriften; vereint im Versuch, alten Typen neue Gesichter zu geben, die manchmal eher an schicke Appartements oder Bürohäuser erinnern als an das alte, abgetragene Erscheinungsbild des gewohnten Miethauses. Auch hier hat die Postmoderne ausgespielt.

Die Vielfalt kostbar aussehender, gläserner Fassaden spiegelt überall den Wunsch nach größerer Offenheit und Freiheit, aber auch den Wohlstand unserer Zeit. Große, schöne Gemeinschaftshallen und die unvermeidlichen Wintergärten. Kommunikationsangebote überall.

An den Bauten des Schweizer Alder und der Finnen Gullichsen, Kairamo und Vormala spürt man angenehm die nationalen Traditionen und Anklänge an die Rationalität der vergangenen Moderne. Beide Bauten haben auch wohldurchdachte, flexible Grundrisse.

Wohnungen Stuttgart

Privatverkauf Stgt.-Kaltental: 3½ Zi.-ETW beste Lage, Bj. 87, ca. 80 m², Garten 190 m², Stellpl., VB 495-TDM. ☒ Z 3197449 an den Verlag.

Stuttgart-West, 2-Zi.-Whg., 43 m², 190 000.- + TG-Platz, frei ab 1.10.93. ☒ erb. unter Z 3198629 an den Verlag
Von Privat an Privat! 3-Zi.-ETW, S-West, Topzust., sep. WC, EBK, Blik., 77 m², KP 385 000.-; ab 19 h 0711/624224
1-Zi.-App., Stgt.-O., 31 m², Blik., TG-Stellpl., Bj. 73, Nä. Villa Berg, VB 154 000.-; Tel. 0711/569495

S-Uhlbach

neuw. 3-Zi.-Komf.-Whg., 70 m², in ruh., idyll. S/W-Lage, im 1. OG eines 6-FH, einschl. TG u. Top-EBK, frei, von Privat. ☒ unter Z 3197233 an den Verlag

3-Zi.-ETW in S-Münster

65 m², mit kl. Gartenteil, beziehbar 15.10.93, Nähe Erholungsgebiet, von Privat an Privat, DM 255 000.-. ☒ unter Z 3195450 an den Verlag

S-Bad Cannstatt, ansprechende 1½-Zi.-ETW, 45 m², Bj. 85, 2. OG, Balk., EBK, Fußbodenheizung, TG, verkehrsberuhigt, zentrumsnah, VVS, frei zum 1.11., DM 255 000.-, Tel. 0711 / 55 14 63

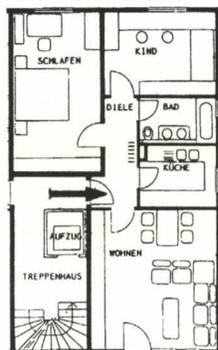
S-West, 4 ½-Zi.-DG-Mais.-Whg.

ca. 115 m², Balkon, Stpl., ruhig, Bj. 1904, renov. 1987, frei nach Vereinbarung, DM 480 000.-. ☒ unter Z 3218658 an den Verlag

Stgt.-Gaisburg, Halbhöhenlg., sehr schöne Aussicht, 2-Zi.-Whg., 67 m² + Terr., Bad neu, Parkettboden, 340 000.-

STUTT GART - BAD CANNSTADT

Sodener Straße 31



AWO BAU

Allgemeine Wohn- Kegelstraße

Telef

BESICHT!

Das sollte Sie überzeugen

- * Durchdachter Grundriss
- * Beste Ausstattung
- * Aufzug
- * Südbalkon
- * Ruhige Lage
- * Nahe S-Bahn und U

3 ZIMMER-EIGENES mit 76,5 m² Wo

Kaufpreis Auf Wunsch TG- oder Stellpl. im

GRUF

Hier

Insgesamt hat die geschlossene Bebauung trotz ihrer sichtlich angestregten Versuche individueller Gestaltung weniger architektonisch-städtebauliche Probleme als sie sich durch die Reihenhäuser stellen. Das Gesetz der Randbebauung mindert das Risiko. Mit dieser Vorgabe darf nichts umstürzend Neues erwartet werden, vielleicht eher die Bestätigung des lohnenden Versuchs, den Typ der alten Mietskasernen noch einmal zu verbessern und aufzupolieren, wenn genügend Mittel dafür zur Verfügung stehen. Teurer, schöner, größer, aber im Kern das Alte. Diese Erkenntnis wird manchen sehr beruhigen.

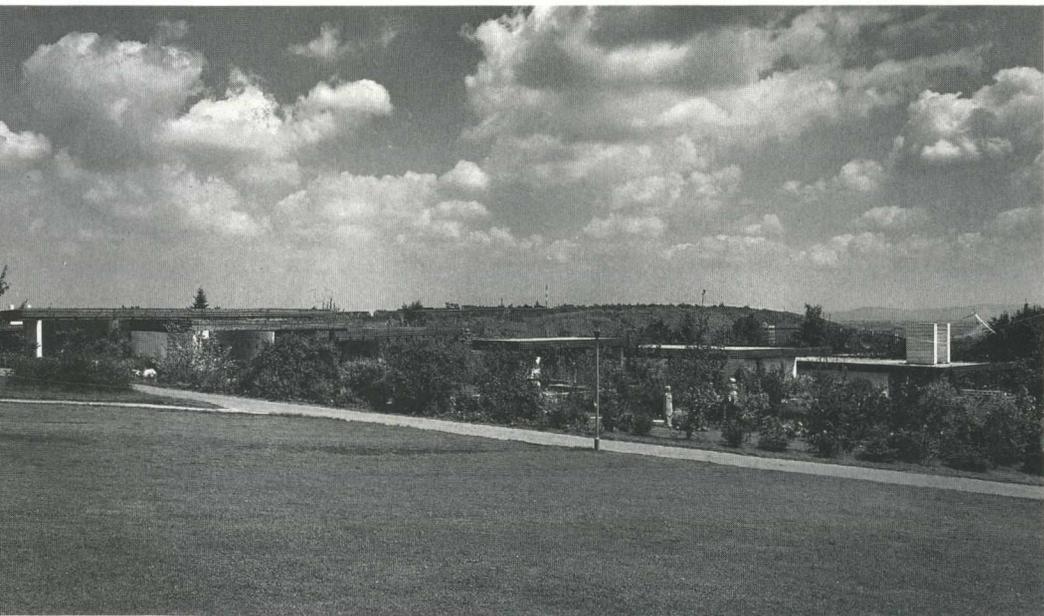
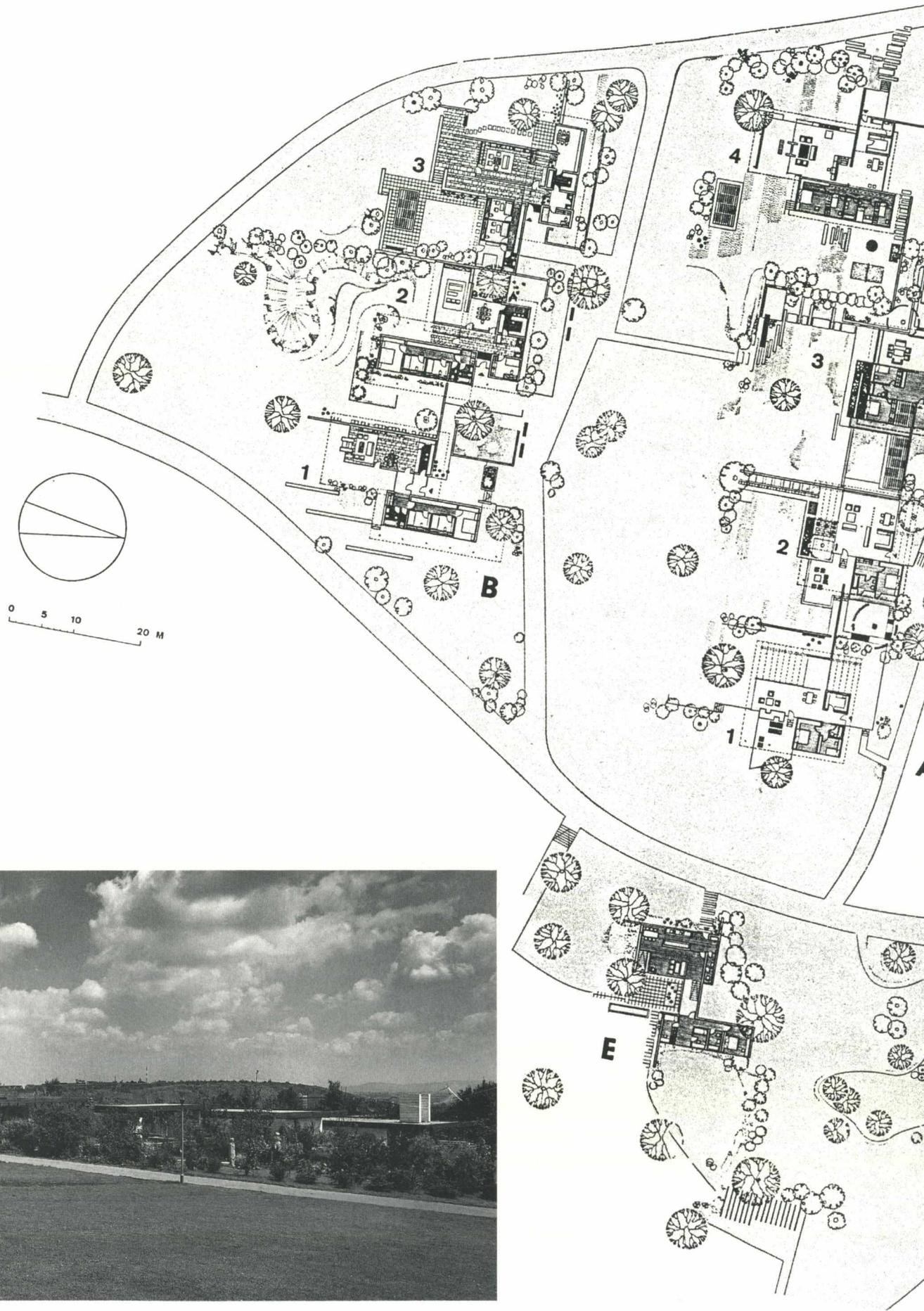
Geht man an der gläsernen Zeile entlang, die schon ganz bewohnt erscheint, so kann man die bürgerlichen Schranken zur Öffentlichkeit durch unzählige Topfpflanzen bewundern. Auch schwere Vorhänge sind wieder beliebt: von der Expo 2000 zum unvermeidlichen Miethausalltag.

Die Ausstellung zeigt auch einen Querschnitt durch die Architektur unserer Tage: Versuch und Unsicherheit oder phantasievolle Vielfalt? Jedenfalls haben sich die Architekten voller Lust dem noch kostspieligen Drang zum ökologischen Wohnen hingegeben.

Wer nach verwendbaren Lösungen für die drängende Wohnungsnot sucht, befindet sich am falschen Ort und vielleicht auch in der falschen Zeit. Gedanken an die zwanziger Jahre der Armut, auch an die Jahre der miserablen Nachkriegszeit drängen sich auf. Wo blieben die einfachen Formen des Wohnens? Vor allem jene, die keine Wohnung haben, werden sich eher düpiert fühlen. Eine vertane Chance wiederholt sich selten. Dafür sorgt schon das Defizit der Stadt und der Bauträger.

Zitate zum Schluß aus zwei Reden bei der Eröffnung: *"Das innerstädtische Wohnen an diesem Standort - hundert Hektar Park vor der Haustür - ist einmalig und nicht so schnell wieder im Stuttgarter Bereich zu haben. Sowohl für die Mieter, die zu sehr moderaten Mietpreisen exclusive Wohnungen erhalten, wie auch für die Eigeneime wird den Endnutzern Einmaliges geboten, das sich schwerlich mit anderen Angeboten auf dem Wohnungsmarkt vergleichen läßt."* (Aus dem Grußwort der Bauträger.)

Und der Minister: *"Das Modellprojekt zeigt eindrucksvoll, was Intelligenz, Innovation und Kreativität für Ökologie und Städtebau zu leisten vermögen. Es ist den Planern gelungen, ökologisches Denken und Umwelttechnik mit neuen Konstruktionsformen und unkonventionellen Wohnungsgrundrissen und architektonischer Gestaltung in Einklang zu bringen."*





Sonderschau "Heim und Garten" Bundesgartenschau 1961

Verblaßte Erinnerungen an eine Geschichte von Gärtnern und Hausbauern.

Die Bundesgartenschau von 1961 war zum Teil die Wiederherstellung und Ergänzung der Reichsgartenschau von 1936 im Killesbergpark. Damals waren auch Siedlungshäuser entstanden, entlang eines peripheren Erschließungswegs; bescheidene Exemplare der "anständigen Baugesinnung", sorgfältig gebaut und mit viel Ähnlichkeit zur Kochenhofsiedlung. Eben die "Stuttgarter Schule" - sowohl die Häuser als auch ihre Architekten. Muster waren sie damals gewesen für traditionelle und zugleich zeitgemäße Bebauungspläne: schöne, kleine Einzelhäuser in jeweils eigenen Parzellen.

Fünfundzwanzig Jahre später kam Hans Luz, der auch die IGA 1993 in Stuttgart entworfen hat, auf die Idee, neue Hausgärten als ein Thema der Bundesgartenschau 1961 parallel zu dem von 1936 anzulegen.

Neun der damals besten und bekanntesten Gartenarchitekten aus der Gegend wurden damit beauftragt, verbunden mit dem Vorschlag, befreundete Architekten zur Mithilfe zu gewinnen.

Die neun suchten sich drei Architekten aus.

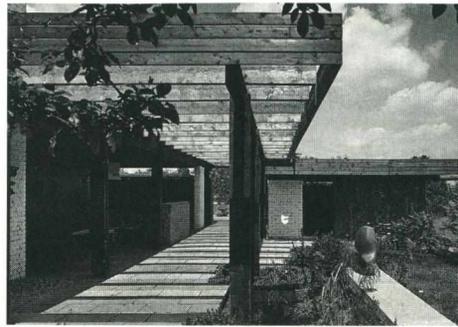
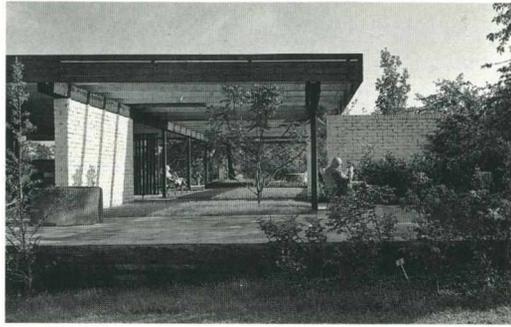
Gärten waren im Budget vorgesehen, nicht aber das, was die Architekten hinzufügen sollten. Man dachte an Stangen, Matten und Planen, an Symbole ohne Gebrauchsvorstellung, mit geringen Kosten - als eine Art Begrenzung der Gärten.

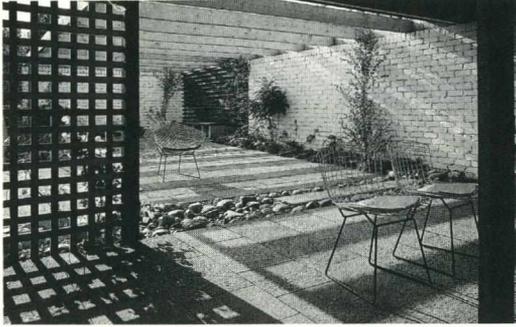
Es gab kein Programm, keine Kommission, keinen Stadtplaner, keine Baugesellschaft, keine Baurechtler, also auch keinen Bebauungsplan und keine Vorschriften. Auch kein Bundesbaugesetz und kein Mitspracherecht der Betroffenen. Da die Gärten das Wichtigste sein sollten und mitsamt dem gedachten Stangenwald nach Ablauf der Gartenschau ohnedies wieder entfernt werden mußten, kümmerte sich niemand um das kurzlebige Resultat, nicht einmal der Naturschutz. Und niemand dachte an ein Experiment oder gar an Bekenntnisse zu einer Architektur des Wohnens.

Das Gartenbauamt führte die Feder; großzügig, locker, für Ideen dankbar, so diese nichts oder wenig kosteten.

So saßen eines Tages alle Beteiligten auf der saftigen Wiese mit dem Blick ins Neckartal und überlegten gemeinsam, Gartenarchitekten und Architekten, wie sie die geschenkte Freiheit auskosten könnten.

Eine Chance wurde erkannt, sozusagen im gesetzlosen Schwebezustand, eine Gartensiedlung wie ein Sommertheater zu inszenieren.





Das Gelände war schön und großzügig bemessen. Gärtner und Architekten dachten zusammen über Ziele nach: Haus und Garten, innen und außen, offen und geschlossen, groß und klein. Sie hatten noch keine Vorstellung von der Architektur. Sie wußten nur, daß sich Wohnungen und Natur möglichst vielfältig durchdringen sollten.

Alle Aktionen hingen davon ab, wieviel Geld aus dem schmalen Gartenbaubudget locker gemacht werden konnte. Geldbesorger und Geldverbraucher zerbrachen sich gemeinsam den Kopf, was etwas kosten könnte, von dem keiner wußte, wie es aussehen sollte: ein vom ernsthaften Bauen her durchaus bekannter Zustand. Am Ende waren dann 120.000 DM in der Kasse für alles, was zu bauen wäre. Wieviel kann man dafür bauen oder besser: wie wenig?

Die ehrgeizige Voraussetzung der EXPO 93, Internationalität auch als Public-Relation-Lockvogel, blieb den Architekten erspart: Sie kamen aus derselben Stadt, waren Freunde und gleich jung, mit einer damals ähnlichen Einstellung und Neigung zu den Problemen der Architektur des Wohnungsbaus, von ihrem gemeinsamen Studium in den Jahren nach dem Krieg geprägt. Außerdem glaubten sie – ziemlich naiv –, mit der angebrochenen Wohlstandszeit des Wirtschaftswunders brähe vielleicht auch die Zeit einer neuen Architektur des Wohnungshauses an: als logische Folge.

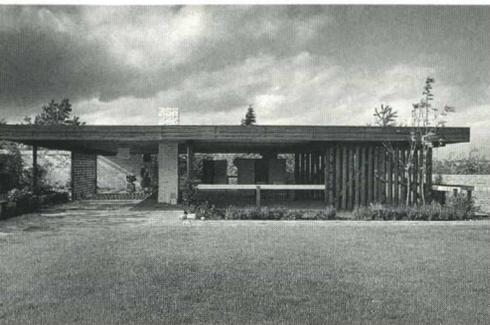
Ein mögliches Thema stellte sich heraus: Einzelhaus, Reihenhäuser, Kettenhäuser, Häuser mit Innenhöfen. Alle mußten eingeschossig sein, schon aus Gründen einer möglichst einfachen Realisierung, ohne große Fundamente und tragende Decken.

Das Grundstück wurde in drei Teile geteilt, eines für jeden Architekten und für jedes Thema, und jeder legte dann einen Entwurf für seinen Teil vor, samt Möblierung. Gleichzeitig machten die Gartenarchitekten ihre Entwürfe für die dazugehörigen Gärten. Gemeinsame Maxime: Anpassung an die Topographie, Besonnung, Einheit von Wohnen, Freiraum und Aussicht. Bauen in der Landschaft: alles Gesichtspunkte, die etwas später und geringschätzig als Gartenstadt-Idylle abgetan wurden.

Dann wurde der Spieß umgedreht, die Pläne wurden auf das Mach- und Zahlbare zurückgeschraubt, auf Rudimente der Entwürfe: Ausstellungsarchitektur.

Übrig blieben die Wände und Dächer der Häuser und viele verbindende Mauern: Innenräume, Außenräume und flache Holzdächer. Die Fußböden wurden großenteils aus dem Budget der Gartenarchitekten spendiert.

Man sollte die Häuser durchwandern, ihre Räume ablesen, das Private spüren, die Bewohnbarkeit prüfen können. Die gemeinsamen Freiräume gingen in die Offenheit der Gartenschau über.



Alle Wände waren aus Ziegelmauerwerk, weiß gestrichen; die Holzdächer sollten gleiche Ränder erhalten. Natürlich gab es keine Fenster, keine Türen, keine Technik, keine Bauphysik, also auch keine Wärmedämmung.

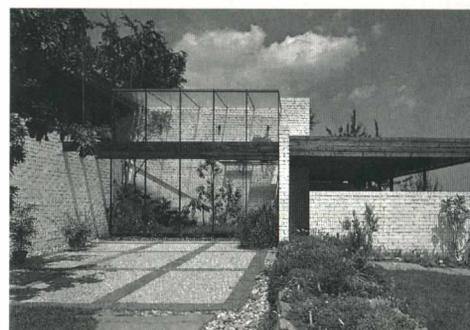
Hans Lohrer, ein befreundeter Grafiker, benutzte die langen, weißen Wände zu allerlei ernststen und heiteren Persiflagen des alten und neuen Wohnens, und einige Bildhauer liehen Arbeiten für die Dauer der Ausstellung; alles Ersatz für die fehlende Möblierung. Und die Gartenarchitekten gingen ähnlich kooperativ vor. Mit ihren schönen, handwerklichen Hausgärten haben sie unterschiedliche private und öffentliche Gärten entworfen, die trotz aller Verschiedenheit eine große Einheit untereinander und mit der Architektur bildeten, dabei handwerkliches Können bis ins Detail demonstrierten.

Da weder amtliches Sperrfeuer noch private Fesseln des Bauherrngeschmacks zu befürchten waren, wurde ganz wenig Zeit für Sitzungen und Diskussionen verbraucht. Es blieben auch nur wenige Monate, um den ganzen Märchenzauber herstellen zu können.

Und aus dem Abstand von über dreißig Jahren gesehen war es schon ein Märchen, eine irreale-reale Geschichte von Hoffnung ohne Erfüllung. Die Skizze einer Illusion.

Die inszenierten Häuserfamilien erwiesen sich als anregend für viele Besucher, die Lust am Rätsellösen hatten und die Transformation des fast Abstrakten in die Realität vollziehen konnten: auch ein Badezimmer erkannten, ohne daß eine Badewanne drin war. Es war eine sanfte Schau, deren Vereinfachungen keine bürgerliche Ablehnung ermöglichten. Manche machten sich stark für die Erhaltung oder gar für den Ausbau: solche, die eine Illusion in die Realität transportieren wollten, wenige.

Mit Abpfeiff der Gartenschau wurde Haus für Haus auseinandergenommen, ein letztes Schlußfest der Teilnehmer gefeiert, das Baumaterial verschenkt, die Gärten wurden eingeebnet. Die saftige, schöne Wiese wurde wiederhergestellt, und bis zum heutigen Tag erinnert sie diejenigen an die Sonderschau "Heim und Garten", die alt genug sind und sich daran erinnern mögen. Eine schöne, flüchtige Phantasie war's. Ein Experiment ohne Folgen.





Kapitel Drei: "Die deutschen Städte sind zuerst durch den Krieg zerstört worden"



dann durch den Wiederaufbau".

Pauschale Urteile sind bequemer als differenzierende. Sie leben auch länger. Griffige Vergleiche setzen sich fest, und seien sie noch so falsch. Oberflächlich sind sie fast immer.

"Die deutschen Städte sind zuerst durch den Krieg zerstört worden und dann durch den Wiederaufbau." Das ist eines dieser Schlagworte und ein infames dazu. Kürzer kann über eine leidvolle und belastete Periode unserer Geschichte kaum geurteilt werden. Geplante Zerstörung also.

Wann, so möchte man fragen, hört diese Zerstörungsphase wohl auf. Oder ist sie vielleicht nach fast einem halben Jahrhundert noch in vollem Gang? Da möchte sich mit gutem Grund keiner der raschen Richter festlegen. Vielleicht ist "die gemordete Stadt" doch nicht ganz tot. Vielleicht stirbt sie weiter.

Über den physischen Aufbau nach der Katastrophe werden selten genug verständnisvolle und sachliche Betrachtungen publiziert. Man kann an die Beiträge denken von Spengelin, Sack und Pehnt in der Vortragssammlung '45 und die Folgen - 1991 - oder an Durths und Gutschows sorgfältige Untersuchungen der Hintergründe und Chancen des Wiederaufbaus - 1988 - und an wenige ähnliche Publikationen. Ausnahmen.



Wer die Katastrophe der Stadtzerstörung durch den Krieg und die hinterlassenen Ruinenfelder nicht sehen mußte, kann froh sein, leicht und locker im Urteil.

Das Ausmaß war unvorstellbar. Die Stadtkerne, fast total zerbombt, sahen aus wie verlassen und aufgegeben, ein Viertel aller Wohnungen im Land war total kaputt. Millionen Tote und Millionen heimatlose Flüchtlinge. Aber was sagen Statistiken für die nachfolgenden Generationen? Historische Daten wie andere.

Wiederaufbau oder Bau neuer Städte?

Es gab genug Pläne für einen Aufbau, schon während des Kriegs entworfen, wenig hilfreich, illusionäre Konzepte vor dem totalen Zusammenbruch.



Neunzehnhundertfünfundvierzig bis neunzehnhundertfünfzig

Die einzige wirksame Strategie, die blieb, war die des Überlebens: Trümmergebirge aufräumen, nach Verwendbarem durchsuchen, alles, was zum Flickerbrauchbar erschien. Steine putzen, Steine mahlen, Trümmerbeton herstellen. Ein unterernährtes Volk arbeitete mit verbissenem Fleiß an seiner provisorischen Existenz. Die Währung wertlos, Rückfall in die Wirtschaft des Tauschhandels, Zigaretten und Eßbares als Zahlungsmittel. Jeder Stein und jeder Nagel mußten besorgt werden. "Organisieren" meinte Besorgen.

Das Bewußtsein des Leidens, das wir den anderen zufügten, die Zerstörung auf den verlassenen Schlachtfeldern, die gemordeten Millionen Unschuldiger: Man hatte keine Zeit daran zu denken, auch keine Kraft und keine Bereitschaft. Fast animalischer Selbsterhaltungsdrang stattdessen. In Desinteresse, Verdrängung und Not entsteht kein neues Gesellschaftsbild.

Der schiere Pragmatismus brachte es immerhin zustande, daß in wenigen Jahren aufgeräumt und zusammengeflickt wurde, was zum Überleben notwendig

war. Millionen Wohnungen in ganz kurzer Zeit, überbelegt und von jämmerlicher Ausstattung, entstanden auf den Resten. Es wurde schwarz gebaut, oft ohne Bebauungsplan und Vorschriften. Die Stadtplaner, soweit sie ihr Vorkriegshandwerk fortsetzen durften, waren ziemlich hilflos. Es fehlte am nötigsten, oft sogar an Papier und Bleistift.

Dennoch entstanden bis zur Währungsreform erste Planungskonzepte für die meisten Städte, diktiert von den kostbaren unterirdischen Resten einer Infrastruktur, die unersetzlich erschien. Sogar "Generalverkehrspläne" wurden entwickelt in den Tagen der zusammengebastelten Holzvergaser-Automobile. Sie werden verflucht, und dennoch sind in fünfundvierzig reichen Jahren selten bemerkenswerte Alternativen entstanden. Es war fast immer zu spät.

Ist dies wohl die erste Phase der Zerstörung durch den Wiederaufbau?





In den fünfziger Jahren wurden noch einmal über zehn Millionen Wohnungen gebaut, mehr als in irgendeinem vergleichbaren Zeitabschnitt davor oder danach.

In den Städten war zunächst noch die Wiederherstellung im Gang, nun zäher geworden durch längere Genehmigungsverfahren. Die Baubürokratie hatte wieder Fuß gefaßt und wurde rasch mit Verordnungen und Baugesetzen gut ausgestattet und stabilisiert. In den Stadtkernen setzte schnell der Wandel im Aufbau ein. Kaufhäuser, Banken und zentrale Dienstleistungen signalisierten das beginnende Wirtschaftswunder. Es entfaltete sich dort am schnellsten und am sichtbarsten, Hand in Hand mit der beginnenden Verdrängung des städtischen Wohnraums.

Schon in den fünfziger Jahren zog die Stadt ins Umland, wo zahllose dünn besiedelte Wohngebiete aus den Städten hinauswucherten. Der Streit mit den Landwirten um ihren Boden verlor sein moralisch-politisches Fundament, wenn erst die Preisangebote der neuen Siedler auf dem Tisch lagen. Das Geld für die begehrten Grundstücke kam zusammen mit dem Steuersegen der industriellen Woge aufs Land.

Neunzehnhundertfünfzig bis neunzehnhundertsiebzig

Von der Währungsreform 1948 an ging der Wiederaufbau unmerklich in die Phase des "Wirtschaftswunders" über. Der Wettbewerb der Gemeinden um die Gewerbesteuer wurde zum Motor einer gemischten Landzersiedelung. Verlierer waren die Landschaften um die großen und kleinen Städte herum. Die Claims des heutigen "Industriestandorts Deutschland" wurden damals schon abgesteckt.

Die Fabriken brachten den Gemeinden das Geld für die Erschließung von Wohngebieten samt dem Bau der nötigen, kostspieligen Folge-Einrichtungen. Deshalb hatten große und kleine Betriebe annähernd plein pouvoir bei der Auswahl ihrer Standorte, bekamen Land billig oder umsonst und stellten großflächige Forderungen, die bald zum eigentlichen Planungsgesetz der Landentwicklung wurden. Mit dem rein nutzungsorientierten und dem rüden, wirtschaftlichen Bauen konnten sie sich fast beliebig ausbreiten. Ausrüstung der Fabriken ist wichtiger als deren bauliche Hülle.

Von Anfang an waren deshalb so viele Industriegebiete gestaltlos. Sie zeugten weder von erkennbarer planerischer Ordnung, noch erhoben sie den geringsten architektonischen Anspruch. Und dabei blieb es.

Ist die brutale bauliche Industrialisierung wohl der schwerwiegendste Faktor der baulichen Landzerstörung, so ist er auch das große graue Tabu unseres Nachkriegserfolges geblieben und dies bis zum heutigen Tag. Der Industriebau war, von Ausnahmen abgesehen, nie ein ernsthafter Bestandteil der Stadtplanung; am wenigsten natürlich ein architektonischer: rentable Häßlichkeit und zugleich nationale Existenzgrundlage. Daran ist nicht zu rühren.

Wer unsere Städte besucht oder verläßt, muß zunächst die Gürtel der chaotischen Industriebrachen durchstoßen, oft größer als die eigentliche Stadt. Sie wurden alle im Tabu von Fortschritt und Wachstum gebaut.

Und doch waren diese Jahre der oft zitierten Landzerstörung erst der Anfang. Die Vollendung ist noch nicht in Sicht. Denn das industrielle Sortiment ist um viele Posten erweitert: Super- und Abholmärkte, Autodeponien und andere Schrottplätze, minderwertigere Dienstleistungen und allerlei für die Stadt unangenehme Ver- und Entsorgungs-Areale. All dies steht meist auf dem Asphalt riesiger Parkplätze. Ein Baum wird als nichtrentables Zugeständnis an eine freundlichere Umwelt gewertet.

Das waren besonders die ersten guten, fetten Jahre der neuen Industrialisierung, des privaten Wohllebens, der geordneten Staatsfinanzen und der schönen, neuen Einrichtungen eines sozialbewußten Landes.

Am Ende der achtundsechziger Jahre rebellierte die nächste Generation gegen das satte Bürgertum und das ungerührte Erfolgsstreben der Alten. Ohne dauerhaften Erfolg. Denn bald wurden die Aufrührer von der Gesellschaft wieder geschluckt, beruhigt und ins Glied zurückgeschickt. Als verdiente Belohnung gehören sie nun und zum ersten Mal in der Geschichte unseres Landes zur Generation der lachenden Erben des ehemals so verachteten Wohlstands; auch der Fabrikareale, der Rendite-Wohnparks, der Super- und Abholmärkte.

Das Industriechaos und der Wohnungsbau werden immer in den einen Topf der Verurteilung geworfen, pauschal, undifferenziert.





Zum Wohnungsbau dieser Jahre: Eines müssen alle wenigstens anerkennen, das nächstliegende: die Zahl von zehn Millionen Wohnungen, Behausung von Unbehausten.

Unsere heutige Zeit bringt mit großem politischen Lärm, ökonomischer Mühe und tausend Begründungen nur einen Bruchteil dieser Zahl zustande. Trotz ständig proklamierter Wohnungsnot werden zwar keine brauchbaren Mittel für ihre Linderung erfunden, aber viele Programme.

Der Wohnungsbau, besonders der soziale der fünfziger und sechziger Jahre, verlangt nach der Revision seiner vorschnellen Verurteilung. Viele seiner Siedlungen sind weder in der Qualität, noch in der statistischen Bilanz im nachfolgenden reichen Vierteljahrhundert erreicht worden.

Diese zwanzig Jahre von 1950 bis 1970 waren die Zeit der großen und kleinen gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften, deren Ursprünge in die Jahre der

Neunzehnhundertsiebzig und danach...

Selbsthilfe-Genossenschaften zurückreichen. Dazu gehören auch die vielen exemplarischen Werksiedlungen, die einer großen Tradition entstammen.

Es war auch eine gute Zeit für die Architektur. Damals gab es kaum Architekten, die sich nicht mit dem Bau von Wohnungen auseinandergesetzt hätten. An den Hochschulen wurden theoretische und praktische Modelle für Siedlungen und Wohnhausgruppen, vor allem aber für Wohnungstypen erarbeitet. Im ganzen Land wurden Wettbewerbe für diese Aufgaben ausgeschrieben, und last but not least befaßten sich alle Fachzeitschriften und viele Verlage in kritischen Publikationen mit dem Wohnungsbau. Es fanden sich sogar Baugenossenschaften, die bereit waren, Experimente zu wagen, die diese Bezeichnung verdienten. Dabei nahm man, heute undenkbar, gelegentlich das Risiko des Fehlschlags in Kauf.

Übriggeblieben ist das Lamento der Hoffnungslosigkeit, larmoyante Kritik des verfehlten Aufbaus, der geplanten Zerstörung von Stadt und Land – als ob es sich um abgeschlossene Vergangenheit handelte.

Die andere Ebene des Wohnungsbaus: Um die Städte und Dörfer entstanden zahllose Wohngebiete mit Ein-, Zwei-, Drei-, und Mehrfamilienhäusern in wilder Regellosigkeit und flächenfressender Unwirtschaftlichkeit. Häuser, die – meist mühsam finanziert – architektonisch banal und einfallslos den Traum vom Hausbesitz minimal erfüllten. Ein großes Auffangbecken der neuen Seßhaftigkeit nach den Jahren der Nachkriegsmigration, unterstützt von der öffentlichen Förderung des Eigenheim-Gedankens. Wer sein eigenes Häuschen abzahlen mußte, war auch sozial "ruhiggestellt".

Es entstanden triste Wohngebiete mit fast identischen Häusern. Alle ein wenig traditionell, ein wenig individuell, ein wenig rentabel und sehr langweilig, eine ebenso unökonomische wie bequeme Verschwendung von Grund und Boden. Dazu kamen die exzessiven Erschließungskosten der weitgestreuten Bebauungen und damit verbunden lange Wege zu den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Die Häuser waren beliebte Aushängeschilder der ersten Stufe des erreichten Wohlstands nach der überstandenen Dürre der ersten Nachkriegsjahre. Stolz zeugten sie auch von der angenehmen öffentlichen Unterstützung privater Initiative zum Eigenheim in seiner einfachsten überlieferten Form: dem freistehenden kleinen Wohnhaus, das so ein beliebtes Ärgernis wurde.

Im Rückblick gewinnen diese gestreuten Ortserweiterungen zwar keinen neuen Reiz. Gemessen aber an den heutigen Bemühungen entdecken wir in jenen traurigen Nachkommen der alten Bauern- und Bürgerhäuser eine fast wohlthuende Bescheidenheit, die uns auf dem weiteren Weg in den Wohlstand abhanden gekommen ist. Bekommen müssen wir feststellen, daß die Ziele die gleichen geblieben sind, die Produktion jedoch nicht mehr rührend armselig, sondern anmaßend häßlich geworden ist. Das ist der peinliche Unterschied zwischen den fünfziger und den achtziger Jahren.



Mit der stabilen Währung kam auch das Chaos der Landzersiedelung um Stadt und Dorf.

In der Realität ist deshalb diese Landzersiedelung sehr populär.

Die Architektenschaft ist gespalten. Zwei verschiedene Tätigkeitsfelder entstanden, die bis zum heutigen Tag ablesbar sind und manches mit Ausbildung, noch mehr mit der Auslegung des Berufs zu tun haben.

Die einen dienen sich dem Heer der kleineren Bauherren an, womöglich samt Grundstücksbesorgung. Es herrschte von Anfang an eine seltene Übereinstimmung zwischen Auftraggebern und Auftragnehmern. Die einen verlangen wenig und bekommen es auch, während die anderen sich resignierend, aber ebenfalls zufrieden von den ohnedies brüchigen Idealen des Berufs immer weiter entfernen und oft genug mit einer Schublade voller Pläne ganze Neubaugebiete bedienen. Spezialisten für Landzerstörung.

Enge gesellschaftliche Verbindungen am Ort, möglichst Mitgliedschaft im Gemeinderat und in vielen Vereinen verhelfen zur dauerhaften Stabilisierung des Geschäfts.

Kein Thema, das für aufgeregte Debatten sorgt, sondern einfach ein Zustand, an den man sich behaglich gewöhnt hat. Es handelt sich um bequeme Wegbereitung zur ersehnten Immobilie – zum Eigenheim, möglichst freistehend. Auch die Bauindustrie lebt nicht schlecht davon, vor allem tun es aber die Makler, Banken und Sparkassen. In der Realität ist deshalb die verdammte Landzersiedelung sehr populär.

Das Hauptargument

Architekten, die noch an die Einheit von städtebaulichen und architektonischen Konzepten glauben

Andere Planer und Architekten dagegen mühten sich um Siedlungsentwürfe und um die dazu gehörigen unterschiedlichen Wohnungstypen: vor allem die Architekten, die noch an die Einheit von städtebaulichen und architektonischen Konzepten glaubten. Das Ziel ist bekannt und weit weniger populär: sparsamer Umgang mit Grund und Boden; sparsame, also

rationelle Erschließungssysteme und endlich eine möglichst große Fülle unterschiedlicher Wohnformen. Das alles konzeptionell miteinander verknüpft: also Verdichtung statt Auflösung. Die Wohnsiedlung als Gesamtaufgabe der Architekten für die Gesellschaft. Damm und Gegenpol zum städtebaulichen Brei der Landzersiedelung.

gegen diese Siedlungen: städtische Dichte ohne Stadt. Radikaler Verlust der Urbanität.

Die Siedlung orientierte sich nicht an den traditionellen Stadtstrukturen, sondern entwickelte davon unabhängige Muster. Die Einflüsse stammten ihrer sozialen Struktur nach aus den Erkenntnissen der zwanziger Jahre. Ihre Formen, ihre Typenvielfalt und ihre freigeformten Erschließungssysteme kamen eher aus den Nachkriegssiedlungen des Auslands, den skandinavischen Ländern, der Schweiz, England und den USA: unabhängige Wohninseln, oft weg von der Stadt, eigentlich im Gegensatz zu ihr. Das Hauptargument gegen diese Siedlungen: städtische Dichte ohne Stadt. Radikaler Verlust der Urbanität.

Das alles führte schon in der Zeit ihrer Entstehung zu einer fast totalen Ablehnung: ein oft zitierter Teil der "Nachkriegszerstörung", städtebaulich, sozial, architektonisch.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre formierte sich eine Phalanx unterschiedlicher Kräfte, die gern als interdisziplinäre Wissenschaft vom Städtebau firmierte. Es war dann auch die Zeit, in der Architekten sich intensiver mit ihren Nachbar-Disziplinen beschäftigten als mit dem traditionellen Handwerk ihres eigenen Berufs – das sie oft ganz aus den Augen verloren, um sich ungehindert den faszinierenden Erkenntnissen der Sozialwissenschaft, der Politologie, der Humanwissenschaften, der Baubiologie, Bauphysik und Bauchemie oder der Ökologie hingeben zu können. Es entstand ein unerschöpfliches Reservoir an Argumenten gegen Großsiedlungen, Trabantenstädte, gegen Siedlungen überhaupt. Urbanitäre Lust und soziale Therapie in einem.

glauben.

In der Neigung zur Simplifikation, quasi als einfache Essenz der meist oberflächlichen Anleihen aus diesen Wissenschaften, entstanden die populären, verhängnisvollen Schlagworte von "Grünen Witwen" oder "Sozialer Vereinsamung", "Psychischer Verwahrlosung" in den "Hochhaus-Ghettos" bis hin zur Förderung von allerlei Kriminalität: Erscheinungen, mit denen man die Großsiedlungen jener Zeit charakterisierte. Die Bewohner wurden damit bewußt oder unbewußt samt ihrem Wohnort desavouiert, die Planer und Architekten als Handlanger der Unmenschlichkeit entlarvt.

Der Verdacht liegt nahe, daß die Zersiedelung großer Landstriche vor allem deshalb ungestört weiterwuchern konnte, weil die Kritiker aller Couleurs selbst gerne dort residierten, human, individuell und sozial ungefährdet - wenn sie es nicht vorzogen, sich in städtischen Wohnlagen niederzulassen; vorzugsweise in Altbauten, dekorativ, urban, bequem.

Ein entscheidendes, gern übersehenes Merkmal der Siedlungen zwischen 1950 und 1970 war das große Angebot an unterschiedlichen Wohnformen. Es gab unzählige Spielarten allein des Wohnens im Einfamilienhaus. Die stereotypen Reihenhäuser wurden von ihrer geradlinig-monotonen Zwangsordnung befreit, mit dem Ziel, Dichte in vielfältiger Gestalt mit größerer privater Qualität des Wohnens zu verbinden. Dazu kamen Kettenhäuser, Terrassenhäuser, Innenhof-Häuser und viele mehr.

Auch der traditionelle Mietblock des Zwei- und Dreispanners wurde durch phantasievolle Clusterbildungen und andere freie Formen vom angestammten Odium der Kaserne befreit.

Und dann natürlich das Wohnhochhaus, zu dessen endgültiger Ausrottung nicht nur Psychiater, Psychologen, Humanmediziner und Soziologen aufgeboten wurden, sondern vor allem Städtebauer und viele Architekten. Hochhäuser sind, von allen Seiten betrachtet, mega-out.

Eine koordinierte Treibjagd brachte diesen Schädling dann auch endgültig zur Strecke. Seither ist es wohl um die Volksgesundheit und den Städtebau in Deutschland wesentlich besser bestellt.

Da unsere Wohnsiedlungen mit möglichst niedrigen Geschoßflächenzahlen ausgestattet sind, war natürlich leicht nachzuweisen, daß mit dem Hochhaus auch keine größere Dichte zu erreichen sei; weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Stillschweigend konnte man davon ausgehen, daß die solcherart enttarnten Großsiedlungen auch für ihre Bewohner ein Greuel sein mußten: schlimme Belastung, für jene, die meist keine andere Wahl hatten.

Um den beklagenswerten Zustand des deutschen Wohnungsbaus zu charakterisieren, genügt für alles Verdammenswerte die Metapher "Märkisches Viertel". Auch die Bewohner durften keine Schonung erwarten: Sie waren bedauernswerte Opfer ihres Ghettos, und man sagte ihnen dies auch oft genug.

"Heimat Deine Häuser" war der Titel einer Ausstellung, die einige Stuttgarter Architekten und ein engagierter Grafiker vor dreißig Jahren im Zorn und Überdruß veranstalteten. Sie sollte in Bildtafeln den Weg des deutschen Wohnhauses der ersten Hälfte des Jahrhunderts kritisch nachzeichnen.

Siebzehn Jahre waren damals seit dem Krieg vergangen. Der Untertitel der Ausstellung hieß "Chance verpaßt - rettet den Rest!" - nicht gerade eine ermunternde Bilanz, mit einer eher anklagenden Aufforderung.

Die Ausstellung versuchte, Mißstände in Photographien zu fassen: Landzerstörung durch Landzersiedelung und damit verbunden das Degenerationsprodukt des alten deutschen Wohnhauses, samt den neuen Siedlungen aus dieser Zeit. Die schönen Beispiele kamen fast alle aus dem europäischen Ausland. Die aufgestellten Forderungen als Anleitung zur Rettung des Restes erwiesen sich bald als naiv-idealistisch.



Gewiß war die Ausstellung, die dann durch viele Städte reiste, ein subjektiver Aufschrei der "zornigen jungen Männer", wie man die Verfasser apostrophierte. Aber sie war auch Zeichen eines Gemischs von Resignation und Rest-Optimismus: durchaus ein Meinungsquerschnitt der damals jüngeren, engagierten Architekten.

Eigenartiges Fazit beim neuerlichen Durchblättern der Photographien und Texte: Der Optimismus hat sich nicht gerade erfüllt. Der Wohnungsbau der fünfziger und sechziger Jahre war noch lange nicht am Tiefpunkt angelangt, wie man geglaubt hatte. Die Landzersiedelung kam erst in Schwung, der Siedlungsbau war fast am Ende, aber der Wohnungsbau war, verglichen mit dem folgenden Vierteljahrhundert, fast vorzüglich, in Quantität und Qualität.

Harald Deilmann hat mit Co-Autoren zusammen zwei Bücher geschrieben: das erste war "Wohnungsbau" - 1972 -, das zweite "Wohnbereiche - Wohnquartiere" nur sechs Jahre später. Beides symptomatische Zeugen ihrer jeweiligen Entstehungszeit. Beide Bücher haben Wohnformen und deren Ordnungen zum Inhalt, streng und mit dem damals aufkommenden Hang zur ordnenden Wissenschaftlichkeit präsentiert.

"Wohnungsbau", das erste der beiden Bücher, mit sehr vielen Beispielen des Zusammenhangs von Siedlungen und Wohnungstypen, zeigt eine große Zahl deutscher Bauten, die als repräsentativ für den damaligen Wohnungsbau gelten können. Eine reiche Ausbeute an anspruchsvollen Wohnanlagen.

Das zweite Buch, das nur sechs Jahre später erschienen ist, war ähnlich systematisch aufgebaut und mit vielen Beispielen versehen: kaum eines davon aus Deutschland, sieht man von einigen Wettbewerbsbeiträgen ab. Die Zeit des ansehnlichen Wohnungsbaus war hierzulande offensichtlich schon damals passé.

Nachdem der Kahlschlag im Typenwald vollbracht und zusammenhängend geplante Siedlungen überhaupt nicht mehr gefragt waren, wandten sich die meisten der damals bekannten Architekten resigniert anderen Aufgaben zu; oder, noch häufiger: sie wurden gar nicht mehr um ihre Mitwirkung gebeten.

Der Wohnungsbau nach 1970 suchte neue Wege, neue Organisationsformen und neue Finanzierungsmodelle. Der Subventions-Kapitalismus war von jeher an der Statistik und nicht an deren Inhalten interessiert. Was allein zählt, ist Quantität. Und, wenn's geht, Rentabilität.

Es begann die Präferenz alles Städtischen, ohnedies von jeher das Lieblingsfeld der Urbanisten.

Siedlungen, die großen und die kleinen, hatten ihre Geschichte zwischen 1950 und 1970, also in der zweiten Periode der "Zerstörung durch Wiederaufbau". Die geliebte Kleinhaus-Zersiedelung jedoch ging ungebremst weiter: bequeme Neigung zum Chaos. Aus den kleinen Häuschen wurden etwas größere Häuser, dann "Villen". Man schüttelte auch sonst alle Bescheidenheit ab.

So könnte es nötig und nach zwanzig, dreißig Jahren auch reizvoll sein, den Spuren der großen Zeit des Siedlungsbaus nachzugehen und den Tatbestand an Ort und Stelle zu prüfen - und sei es nur, um den Verdacht zu erhärten, daß die vernichtenden Urteile über die Wohnanlagen der fünfziger und sechziger Jahre vorzugsweise aus ihrer Entstehungszeit



stammen und sich auf die wenigen Großsiedlungen konzentrieren. Die Kritiker sind wohl allesamt zufrieden, ein abschließendes Urteil früh genug gefällt zu haben, verzichten sie gerne auf eine neuerliche Bestandsaufnahme: Sie könnte ja zur Revision ihres Verdikts führen - ein unangenehmer Gedanke. Man stelle sich nur vor, es stellte sich heraus, daß das "Märkische Viertel" ein guter Ort sei!

Dreißig, vierzig Jahre sind eine angemessene Zeitspanne, eine Ansiedlung erneut zu besichtigen, samt der menschlichen Gesellschaft, die in diesen so oft apostrophierten Ghettos haust. Es wäre schrecklich, wenn die Leute sich dort heimisch fühlten, die Kriminalität geringer wäre als anderswo und auch die nachlassende Suizidgefahr für die Hochhausbewohner zur Entwarnung führen müßte!

Gerade das "Märkische Viertel" ist ein gutes Ziel für einen neuen kritischen Besuch.

In einer Zeit städtebaulicher Unsicherheit, um die allervornehmste Vokabel zu bemühen, wären bei der gutwilligen Untersuchung dieser Siedlungen vielleicht neue und brauchbare Erkenntnisse zu gewinnen. Es ist schwer verständlich, daß diese Aufarbeitung kaum versucht wird, obwohl wir doch in einer Zeit üppig ausgestatteter Gutachten leben. Ja, wenn es sich um verbaute Frischluftschneisen, Energieverschwendung oder Asbestverseuchung handelt, finden sich dafür leicht Gelder zur Erweiterung des ohnedies riesigen Statistikreservoirs.

Doch auch die großen Lehrer des Städtebaus haben dieses Kapitel längst abgehakt.

Ein Reisebericht

Vorwort	56 - 57
Kleine Häuser für Flüchtlinge 1954	58 - 61
Ein bewohnter Steilhang 1958/1959	62 - 67
Architekten bauen ihre eigenen Häuser 1959/1960	68 - 71
Fünzig Wohnungen in einem Haus 1959-1961	72 - 77
Aus der Zeit der Werksiedlungen 1955-1965	78 - 85
Bauen für Staats-Bedienstete 1965-1967	86 - 91
Wohnungen für Ärzte, Masseure und Trompeter 1967-1969	92 - 97
Hochhaus 1969-1971	98 - 103
Weitere kleine "Hochhäuser" 1971/1972	104 - 109
Als die Versicherungen noch Wohnungen bauten 1972-1974	110 - 115
Terrassen-Siedlung Heidelberg-Boxberg 1968-1972	116 - 121
Zeilenbau mit Variationen 1967-1969	122 - 129
Kleine Reihenhäuser auf dem Land 1962	130 - 135

Diese Überlegungen führten dazu, Nahe-
liegendes zu unternehmen: eine Reise zu
alten Siedlungen und Hausgruppen, um an
Ort und Stelle nachzusehen, was im Laufe
eines Vierteljahrhunderts mit ihnen pas-
siert sei.

Eine Art von Expedition in die eigene Vergangenheit.

Die Arbeiten unseres eigenen Büros boten
sich dazu an, denn wir gehören zu den
erwähnten Architekten, die zwischen
1950 und 1970 im Wohnungsbau enga-
giert, aber später nicht mehr nennenswert
damit beschäftigt waren. Die Bauten
waren außerdem bequeme Ziele privater
Neugier.

Eine Art von Expedition also in die eigene
Vergangenheit.

Wechselweise mit einer Fotografin und
einem Fotografen, aber immer mit dem
Skizzenbuch wurde die Reise unternom-
men, um zu sehen, ob manche der Urteile
über das Elend der Siedlungen zu bestäti-
gen wären, wenigstens im kleinen. Unser
damaliges Büro baute zwar keine sehr
großen Wohnanlagen und auch keine der
berühmt-berüchtigten "gesellschaftszer-
störenden Ghettos", aber Zeittypisches auf

alle Fälle. Entwürfe, wie sie dazumal von
vielen Architekten in vergleichbarer Qua-
lität gemacht wurden, und sie zählen nach
dem gängigen Urteil heute vermutlich
ebenfalls zu den Fehlplanungen am Ende
des Wiederaufbaus, oder?

Die Wohnanlagen sind unter den nachfol-
genden Bauten unseres Büros in einen
Winkel der Erinnerung geraten. Wenige
Pläne, alte Fotografien sind übriggeblie-
ben.

Manchmal fanden wir das Umfeld so
verändert, daß sie nicht leicht wiederzu-
finden waren; und manche in jahrelanger
Benutzung erweitert und von Reparaturen
entstellt. Wie das auch mit alten
Menschen so geht.

Viele der Entwürfe sind im Wettbewerb
entstanden, manche als Teile größerer
städtebaulicher Planungen.

Alle aber sind Gesamt-Entwürfe: Der
Lageplan entstand immer zusammen mit
den Haus-Entwürfen als untrennbare Ein-
heit. Also Arbeiten von Architekten, nicht
von Stadtplanern.

Wohnsiedlungen, geprägt von der "Handschrift" eines Architekten, sind verwerflich

Gerade dies wird heute stark kritisiert: Wohnungen, geprägt von der "Handschrift" eines Architekten. Mißtrauen sei auf jeden Fall angebracht, denn so werden Pfeiler demokratischer Planung angesägt: die Mitsprache der Bewohner, die lebendig-pluralistische Anarchie der Architekturen, allseitige Erweiterungs-Chancen, planerische Flexibilität und ungeordnete Vielfalt versus geplante Ordnung.

Die Siedlungen entstanden in der damals zu Ende gehenden Ära, in der Auftraggeber und Architekten persönliche Träger für ein heute oft gestörtes Verhältnis der Planungsämter, der Gemeindeverwaltungen und Siedlungsträger zu den Architekten. *Tempi passati*. Geschichte. Fast immer auch eine Frage von Kompetenz und Persönlichkeit.

Man denkt mit Vergnügen an diese Jahre des Aufbruchs, des Mutes zum Risiko, sogar zum finanziellen. Es wurde gestritten, natürlich, aber es ging öfter um die Sache, seltener um Ideologie.

Zähe Überzeugungsarbeit war oft schon deshalb nötig, weil die Pläne nicht aus der Schublade kamen und von den Bauträgern Phantasie verlangten, die auch damals nicht immer vorauszusetzen war und im Bedarfsfall durch Vertrauen ersetzt wurde: Vertrauen in die Arbeit der Architekten.

Auf den farbenprächtig-glänzenden Prospekten für neue Wohnparadiese wird der Name des Architekten nie erwähnt. Kein Grund zum Tadel, denn auch ohne ihn laufen die Geschäfte wie geschmiert.

Alles fing in den frühen fünfziger Jahren an. Der frischgewählte junge Bürgermeister von Neustadt, damals ein dörflicher Vorort von Waiblingen, meldete sich eines Tages beim Lehrstuhl für Siedlungswesen der Technischen Hochschule Stuttgart (Professor Gutbier) und wollte die Assistenten sprechen.

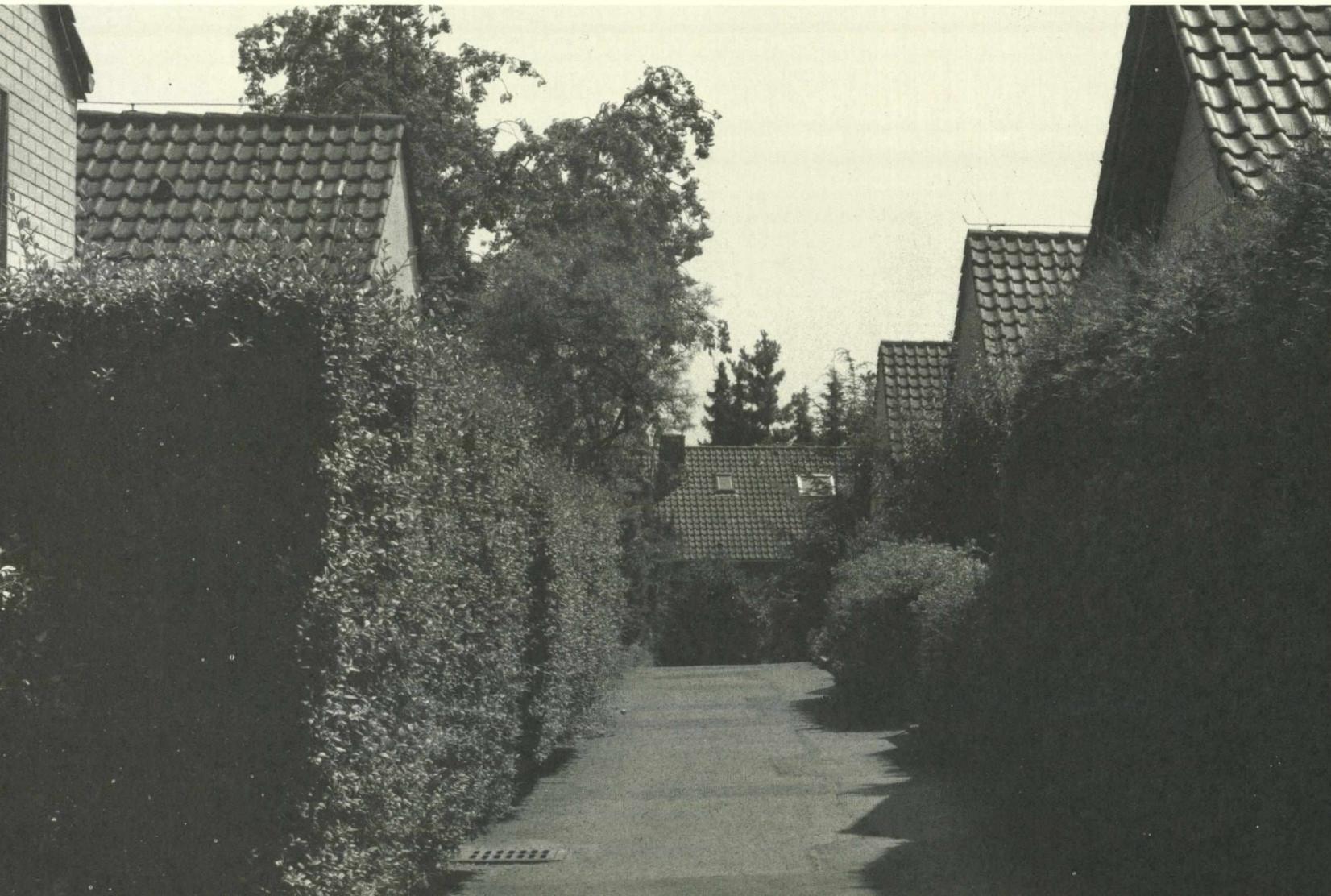
Der Bürgermeister hatte ursprünglich im Wohnungsbau-Unternehmen Wüstenrot gearbeitet. Er fragte die Assistenten, ob sie bereit wären, seine Gemeinde in städtebaulichen Fragen zu beraten, wie es vor dem Krieg der Oberassistent des seinerzeit sehr bekannten Professors für Städtebau, Heinz Wetzel, getan hatte.

Daraus entwickelte sich eine über zwanzigjährige, oft schöne und spannungsvolle Zusammenarbeit.

Zuerst wurde ein ziemlich idealistischer Gesamtplan des Ortes entworfen. Er wurde freundlich, aber sicher vom Gemeinderat auf das Opportune zurechtgestutzt, und geriet, wie es üblich ist, bei den Nachfolgern im Amt in Vergessenheit.

Im Laufe der Jahre wurde dann unser Büro mit weiteren Planungen und mit dem Bau von kleinen Siedlungen, einer Kirche, einem Kindergarten und einem Wirtshaus beauftragt. Eine gute Zeit der frühen Praxis.





Kleine Häuser für Flüchtlinge 1954

Damals war der Wohnungsbau vor allem für die Flüchtlinge eine Lebensfrage – also politisch und sozial entscheidend. Einfache Siedlungen waren gefragt: Selbsthaftigkeit mit Hilfe der Bundeswohnungsbaugesetze. 1954 stellte die Gemeinde ein kleines Grundstück am damaligen Ortsrand zur Verfügung; mit der Auflage, möglichst viele und billige Wohnhäuser zu planen.

Als die Gemeinderäte Pläne und Modell sahen, erschrakten sie, denn sie hatten zwar mit bescheidenen, aber mit "richtigen" Wohnhäusern gerechnet und konnten deshalb mit dem Vorschlag zuerst nicht viel anfangen.

300 Quadratmeter das Grundstück, einstöckige Häuser, alle bewohnten Räume nach Süden, einfache Bauweise, sechs Betten und ein Innenhof. Es hörte sich nicht so schlecht an. Ein Haus, das samt Grundstück nicht mehr als 27.000 DM kostete: auch das ging an. Aber es waren halt keine "richtigen" Häuser.

Der Bürgermeister überzeugte seine alte Firma Wüstenrot, die dann das Ganze übernahm, sozusagen als Versuch eines Einfachbaus.

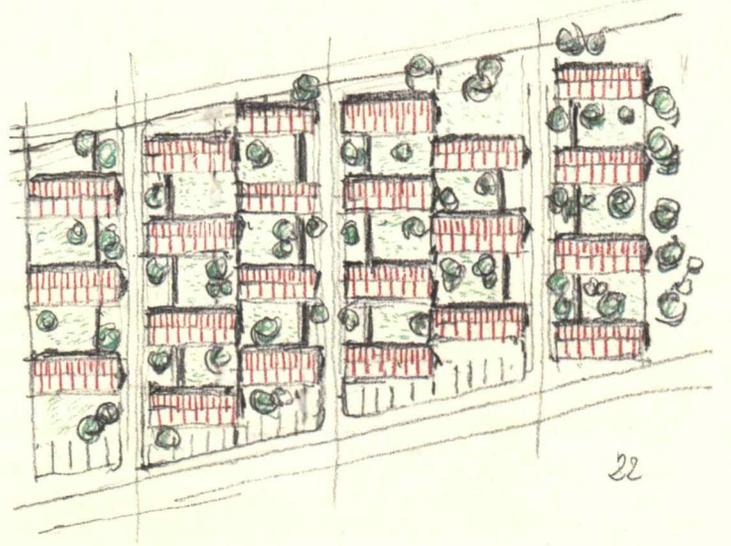
Die Alten des Ortes sprachen später nur von den "Schafställen" und meinten damit nicht nur die Häuser.



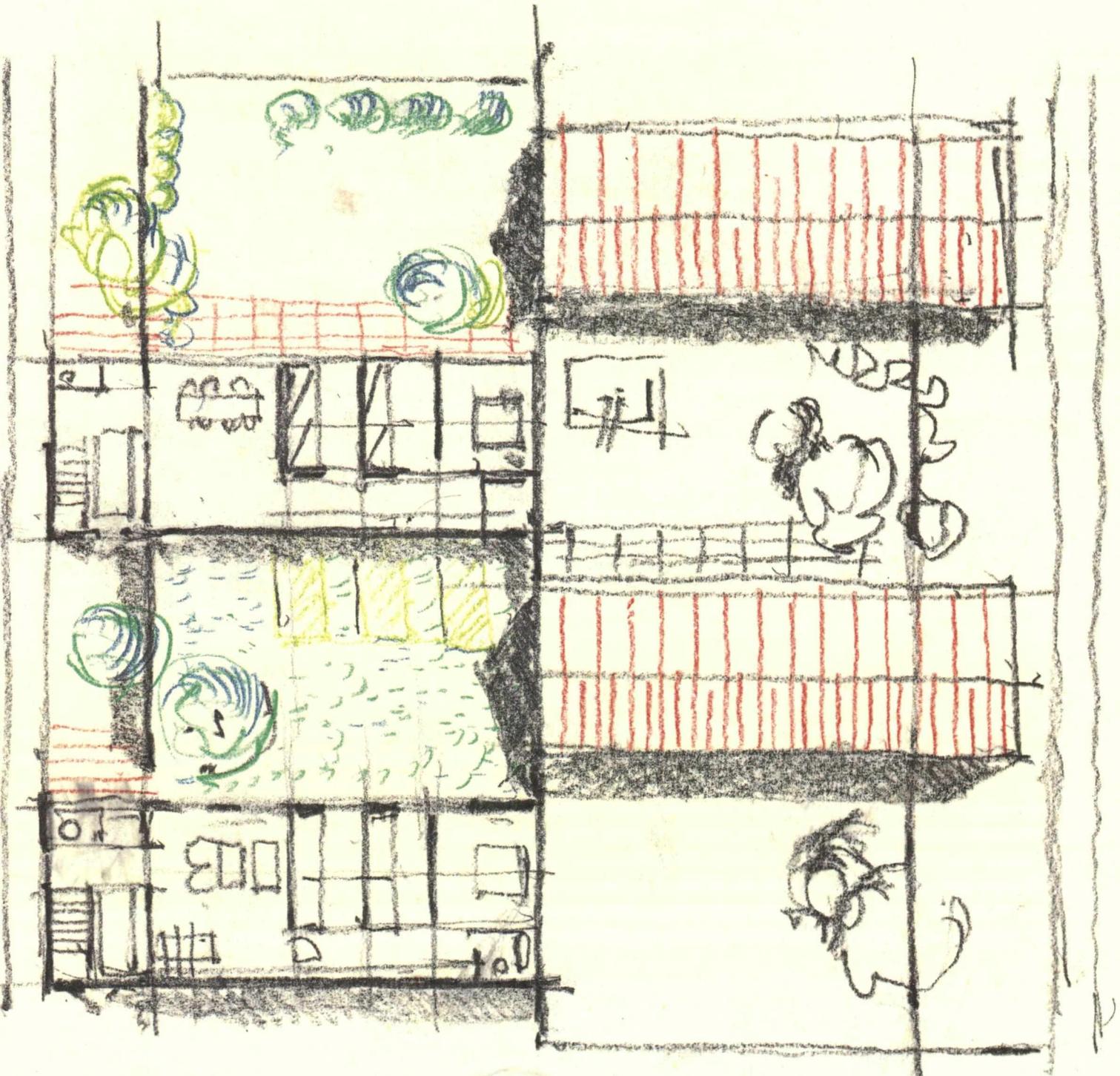
Es war eigentlich ein Siedlungs-Fragment, ohne städtebauliche Verknüpfung. An einer Erschließungsstraße lagen immerhin zweiundzwanzig Garagen, in weiser Voraussicht für jedes Haus eine, im Preis einbegriffen. Zu den Häusern gelangte man nur über Fußwege.

Die diesjährige Bestandsaufnahme brachte Erstaunliches zutage: Kein einziges Haus präsentiert sich in seiner ursprünglichen Einfachheit. Stattdessen wird nun die komplette Sammlung bürgerlichen Repräsentations-Materials vorgeführt: phantasievolles Schmiedeeisen; statt der Fenstertür mit Klapppladen wurden die Öffnungen zur Straße hin mit Glasbausteinen zugemauert; den kleinen Häusern wurde ein wahres Panoptikum unterschiedlicher Vordächer und Natursteinmauern zugereichert, das meiste wohl im Straßenhandel erworben. Die Innenhöfe sind mit kleinen Einbauten gut angefüllt, vom Geräteschuppen bis zur Hobby-Werkstatt und Hasen-Zucht: das Ganze auch ein Zeichen der üblich gewordenen bürgerlichen Aneignung des Besitzes.

Aber: Die einfache Häusergruppe hat den Geschmacksattacken des Wohlstands standgehalten. Sie erwies sich als praktisch unzerstörbar. Der "Gebrauchsgegenstand Wohnhaus" hat sich den Wünschen seiner Benützer klaglos gefügt, und diese Bereicherungen werden mit natürlichem Erfinderstolz vorgeführt. Eigentum verpflichtet, aber nur in Grenzen.



22





Ein bewohnter Steilhang
1958/1959



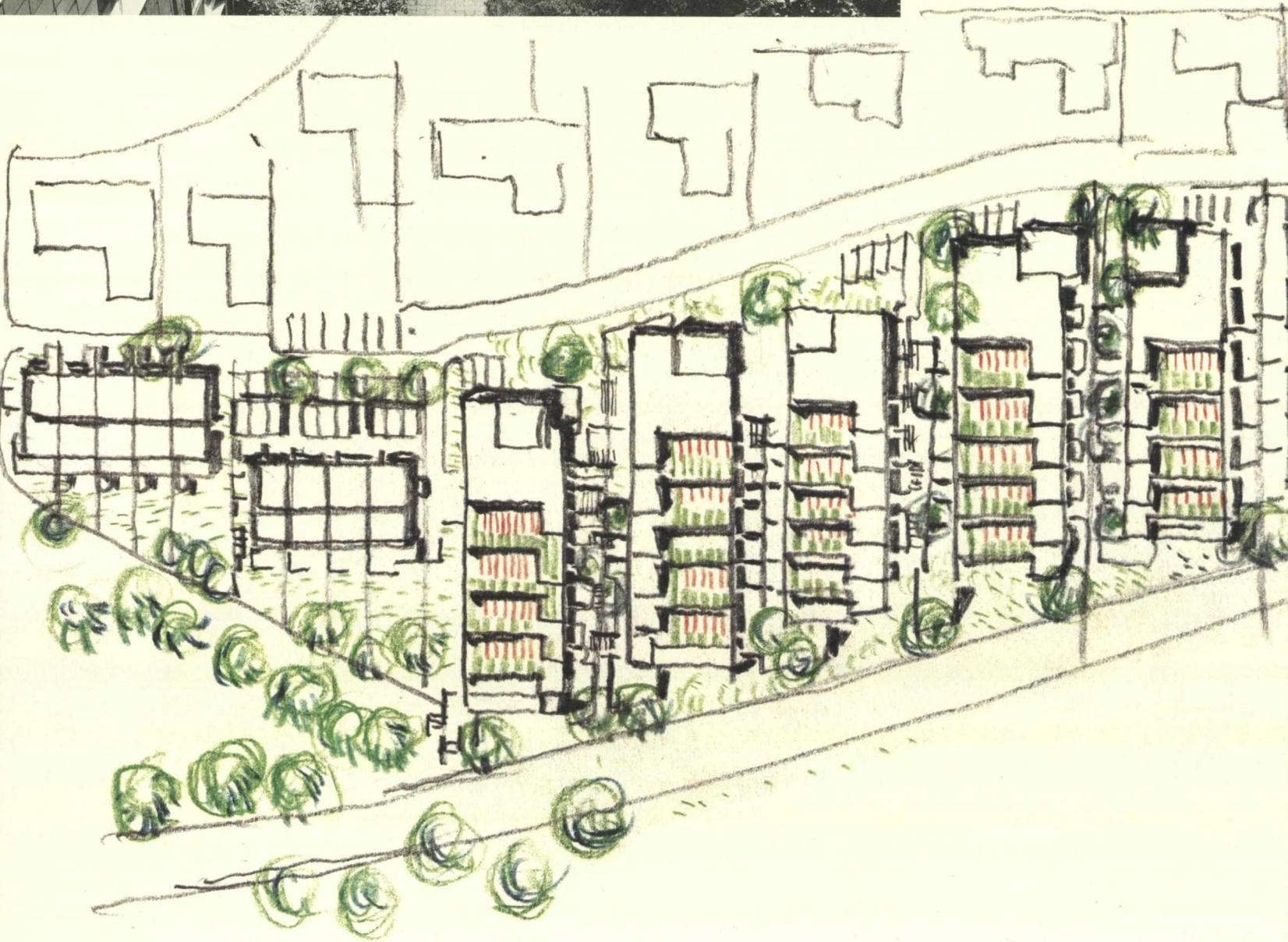
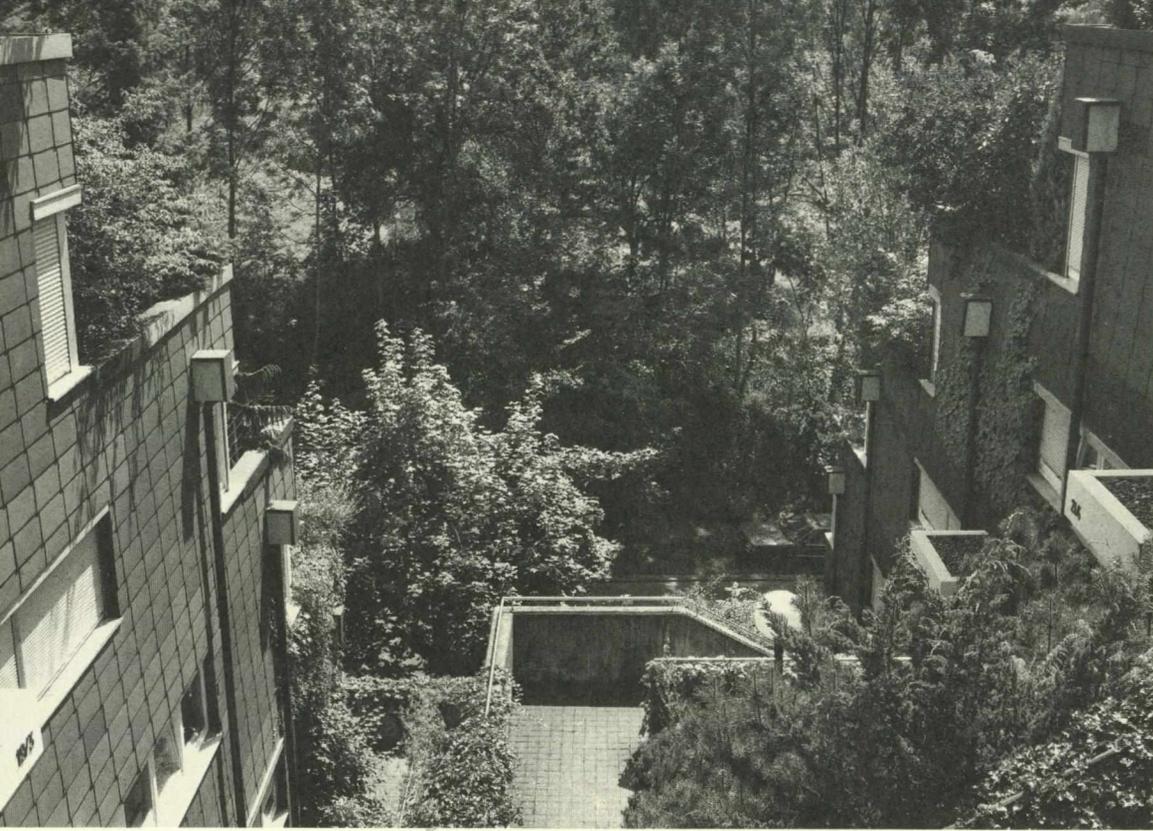


Nach den erduldeten "Schafställen" wurden als Ausgleich "richtige" Wohnhäuser gefordert. Dafür stand ein sanfter Südhang zur Verfügung, mit Blick auf das Panorama des alten Dorfes: die besten und teuersten Bauplätze der Gemeinde. Es dauerte über zehn Jahre, bis sie alle gefüllt waren; anspruchsvolle Einfamilienhäuser, meist von Stadtflüchtigen bewohnt. Weiter unten blieb ein als unbebaubar abgeschriebener Steilhang übrig, wie gemacht für Terrassenhäuser.

Das gewohnte Mißtrauen des dörflichen Gemeinderates konnte nur durch einen Ausflug in die Schweiz gedämpft werden. Dort waren die ersten Terrassenhäuser gerade bezogen worden. Die Besichtigung war so eindrucksvoll, wie es die Schweizer Wirtshäuser waren: Aus den Zauderern wurden stolze Pioniere eines neuen Risikos. Die stattliche Zahl von fünfunddreißig möglichen Einfamilienhäusern erleichterte den Beschluß. Ein kleineres Wohnungsbau-Unternehmen ließ sich finden, und ziemlich rasch fanden sich auch Interessenten für die Häuser, die - übereinandergeschoben und stark bepflanzt - den steilen Hang mehr bewachsen als bebaut erscheinen lassen. Eine passable Ersatzlösung für solitären Besitz.

Dies zeigte sich auch bei unserem Besuch. Die Bewohner hatten ihre Terrassengärten in edler Konkurrenz zugepflanzt; schöne Terrassengärten, oft in Eigenarbeit angelegt. Störungsfreies Wohnen, mit guter Besonnung und schöner Aussicht. Für passionierte Treppensteiger besonders geeignet.

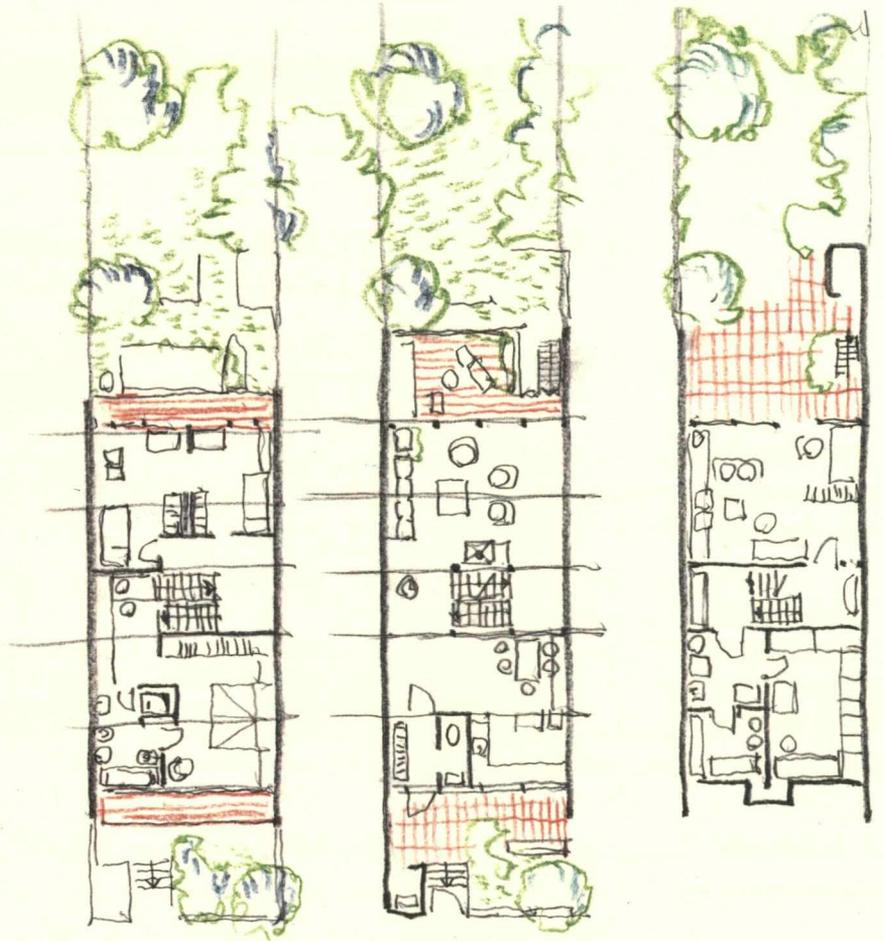




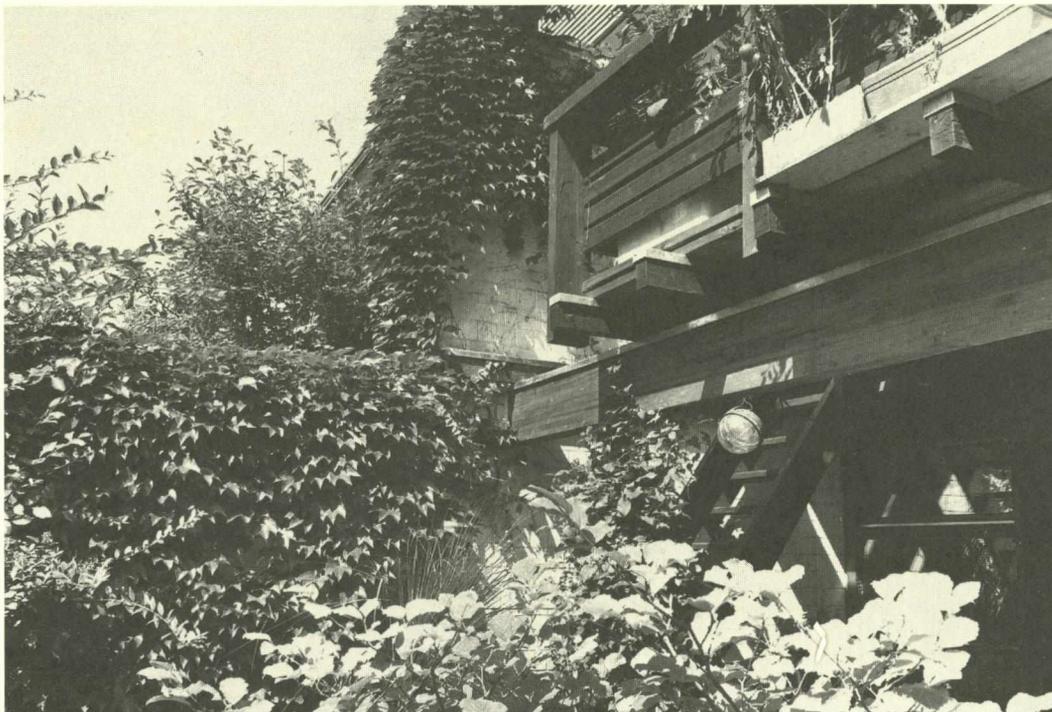




Architekten bauen ihre eigenen Häuser 1959/1960







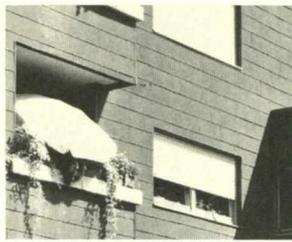
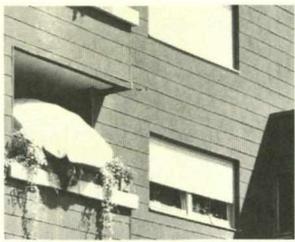
Die Gemeinde Neustadt war mit dem Zuwachs zufrieden: gute Leute, keine Anstände und später sogar noch ein Architektur-Preis.

So wurde der letzte steile Zwickel des ganzen Grundstücks leichten Herzens an Mitarbeiter und Partner verkauft, die sich dort Reihenhäuser bauten; schmal, tief und am steilen Hang nach Süden ausgerichtet. Da alle mit möglichst geringen Mitteln viel Wohnraum haben wollten, hat das sparsame Haus talseitig drei und bergseitig zwei Wohn- und Schlafgeschosse. Die Häuser sind, jeweils zwischen Mauerscheiben eingeschoben, aus Holz gebaut. Bis auf die Schlafzimmer mit den Bädern legt sich das ganze Raumgefüge um ein durchgehend offenes Treppenhaus.

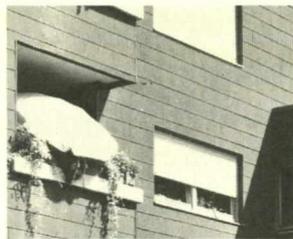
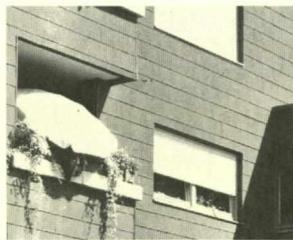
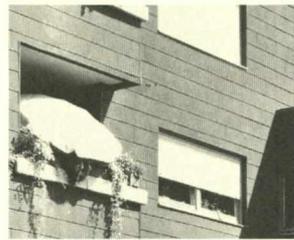
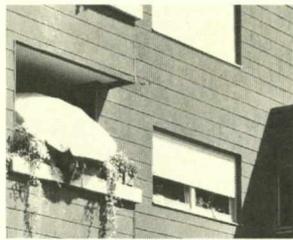
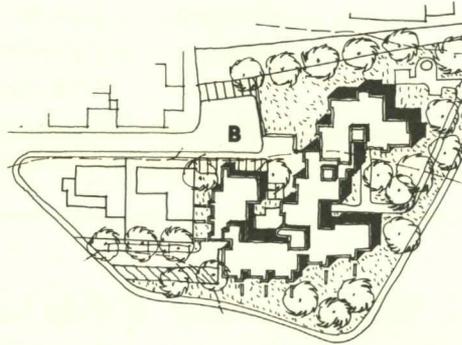
Familien-Domizile mit hohem Wohnwert und kleinen Gärten. Ein wohlfeiles Stück Wohnhaus-Architektur, das Architekten für Architekten, also für sich selber bauten.

Keine Einsprüche, keine Klagen. Demokratische Mitbestimmungs-Rituale wurden in der Familie erledigt; sicher auch nicht einfach.





Fünzig Wohnungen in einem Haus
1959-1961



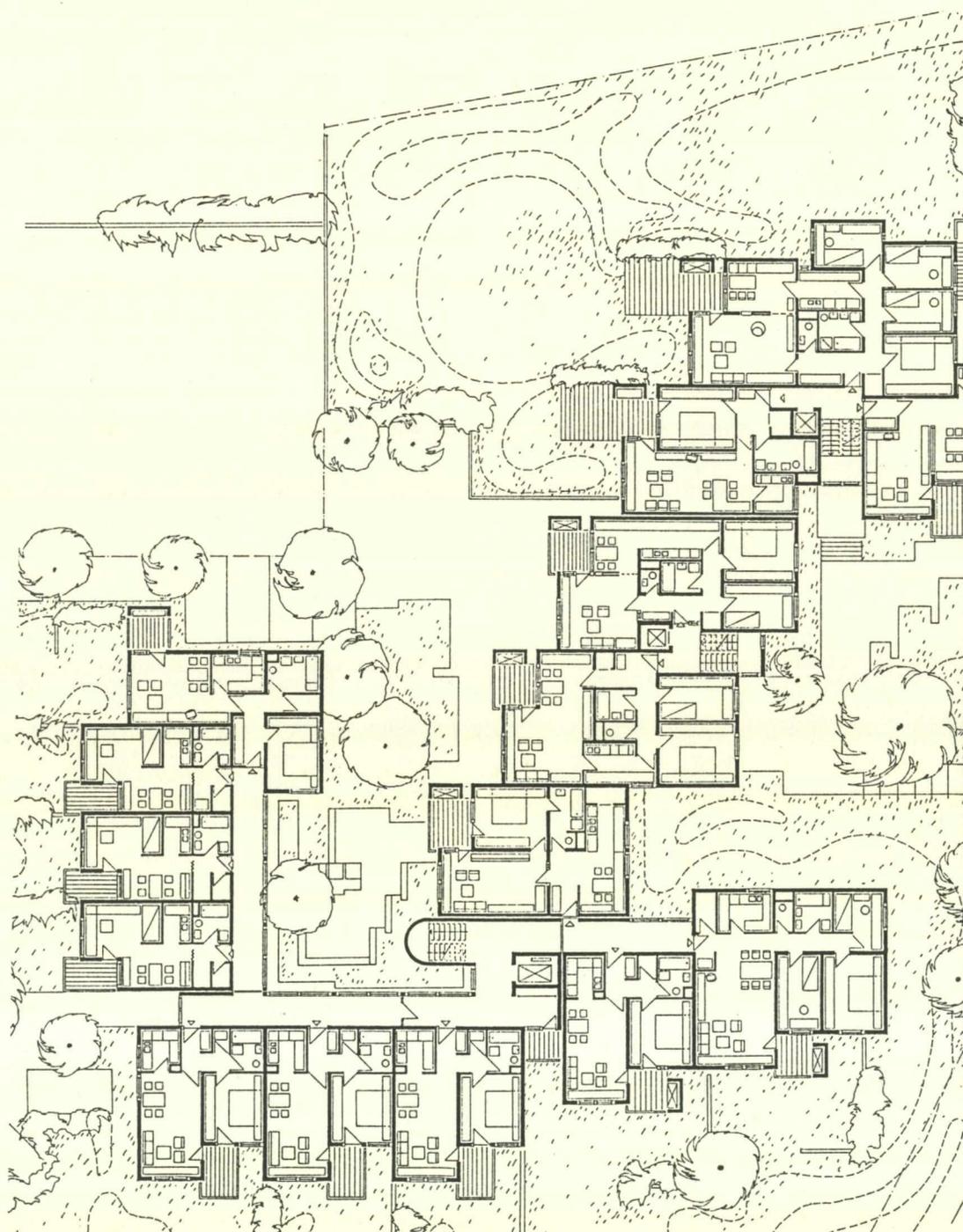
Am anderen Ende der Terrassen-Siedlung liegt wie eine mehrfingerige Bastion, das Haus mit fünfzig Wohnungen: Auftakt der inzwischen zum Vorstädtchen angewachsenen Bebauung.

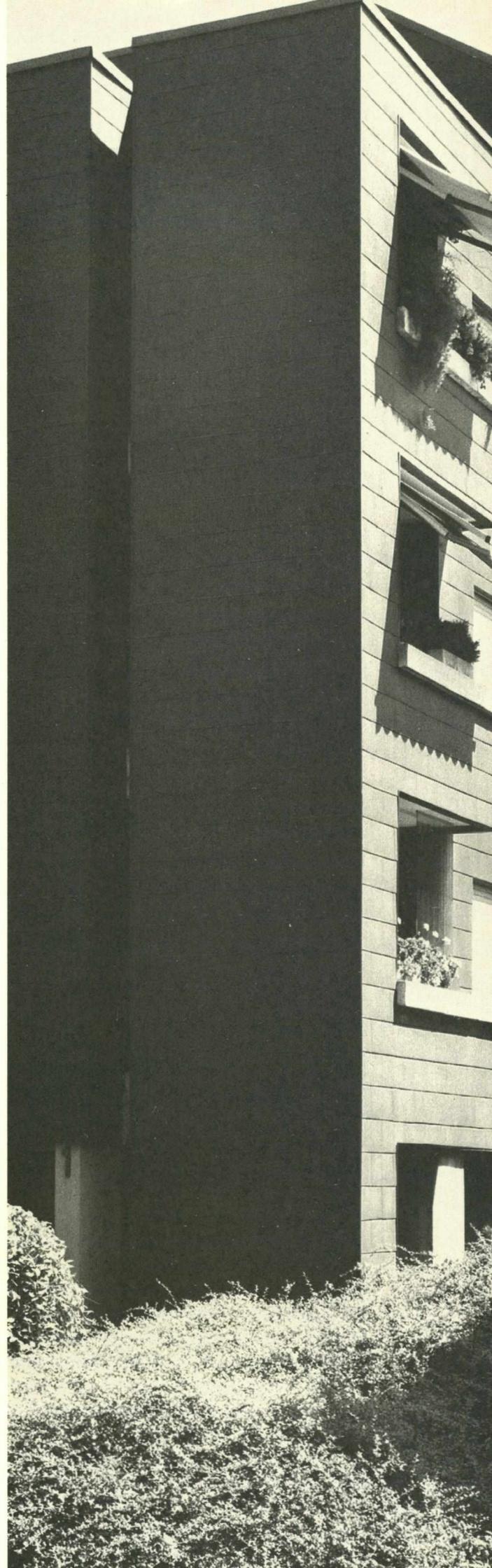
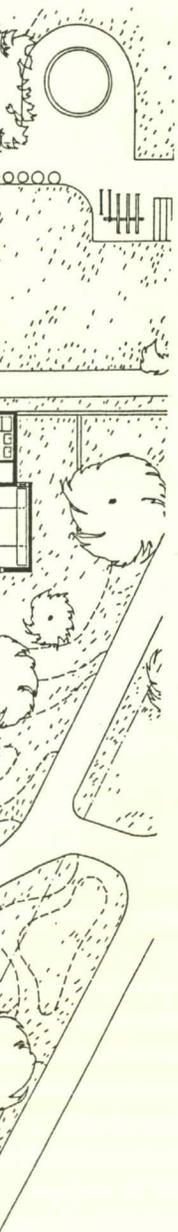
Es wurde fast gleichzeitig mit den Terrassenhäusern gebaut - Schlußpunkt des schmalen, langgestreckten Siedlungsbandes, Gegenstück und Pendant zum alten Dorf. Zwanzig Alten-Wohnungen, zwanzig Familien-Wohnungen und zehn Appartements: interessante Mischung in *einem* Haus. Verschiedene Erschließungsformen, hofartige Gruppierungen, tiefe Einschnitte und Staffelungen der Wohnungen, Orientierung zur Sonne. Individuelles Wohnen im Mietshaus war das Ziel.

Der Bau ist drei- bis viergeschossig und in seiner wirklichen Größe von keiner Seite her abzuschätzen. Bei diesem gewiß nicht einfachen Haus wurde versucht, die vielen Wohnungen für unterschiedliche Menschen in dorfähnlcher Verdichtung unterzubringen: ein Zeichen dafür, wieviel Wert in jenen Jahren auf Typen-Entwicklung und deren Anpassung an die bewegte Topographie gelegt wurde. Flachdach war dafür die Voraussetzung.

Als wir beim Fototermin mit einigen Bewohnern sprachen, die seit zwanzig Jahren in jenem Haus wohnen, merkten wir, daß es sich lohnt, über jede Aufgabe neu nachzudenken; auch, daß es wichtig ist, neue Formen zu suchen und Stimmungen nachzuspüren.

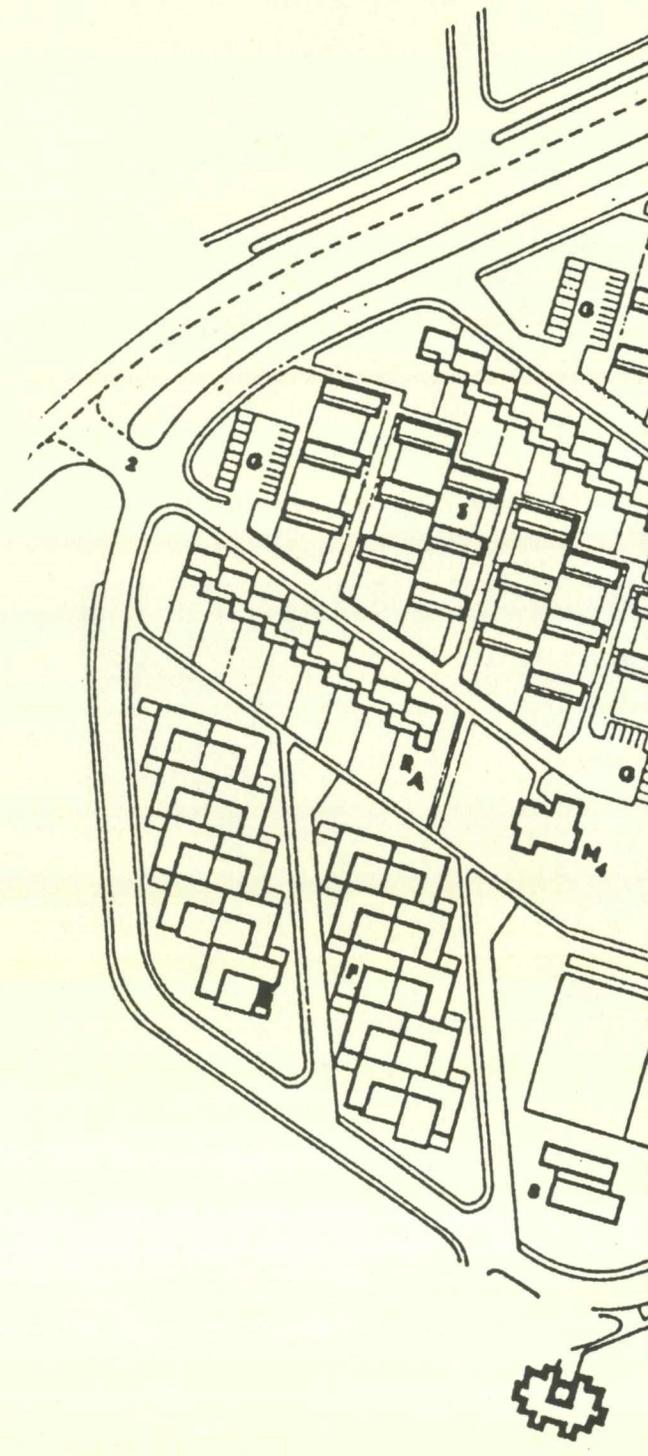
Und die Bewohner sind zufrieden.



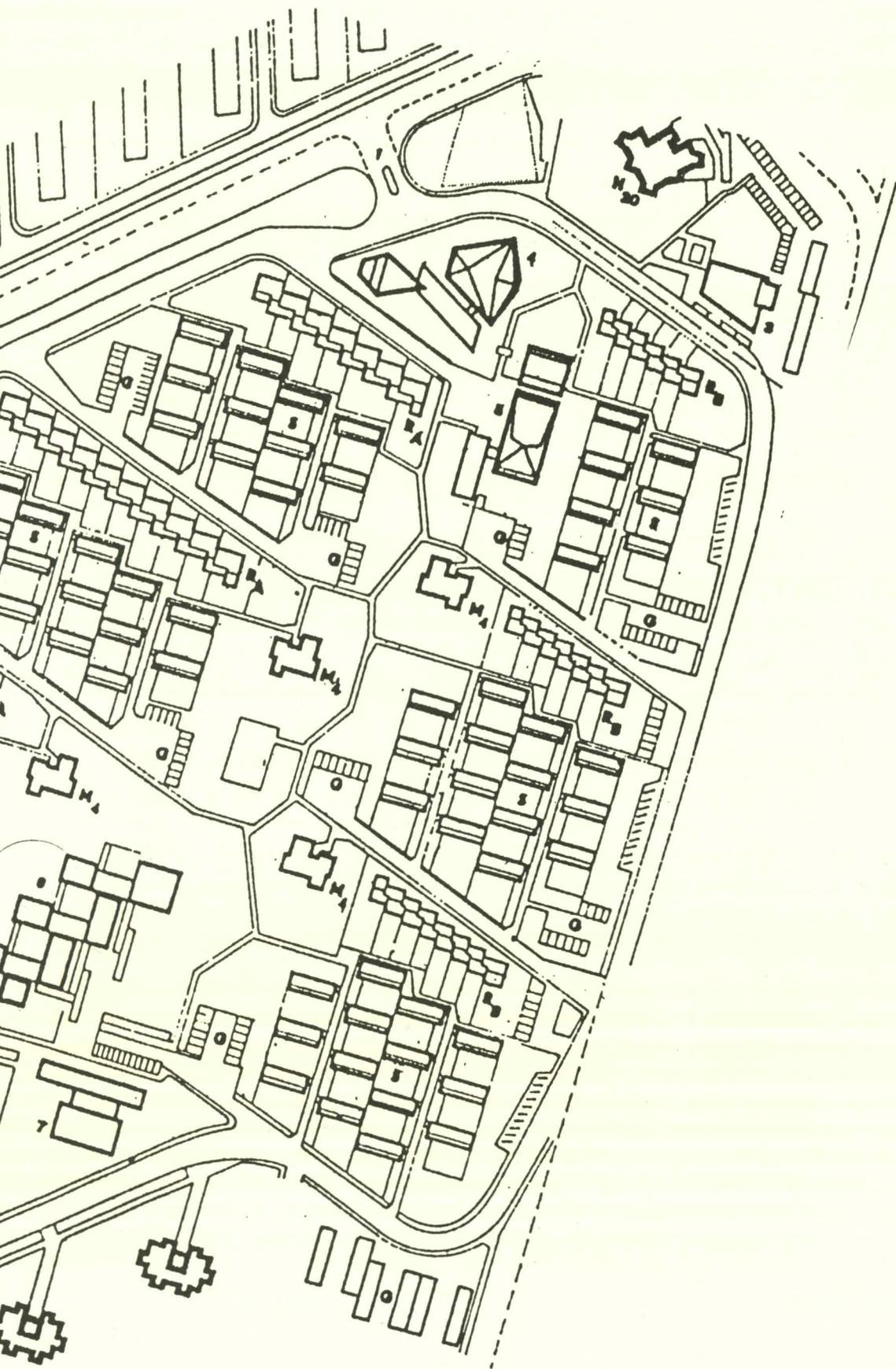


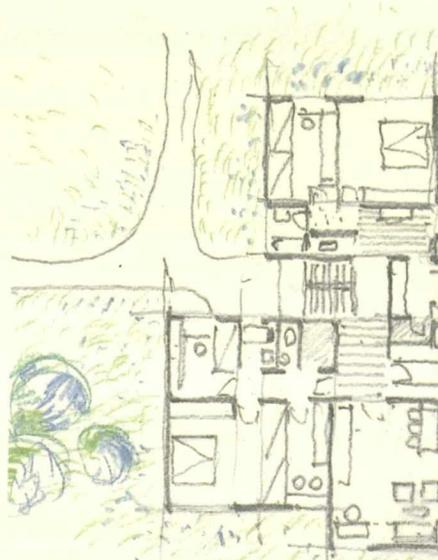
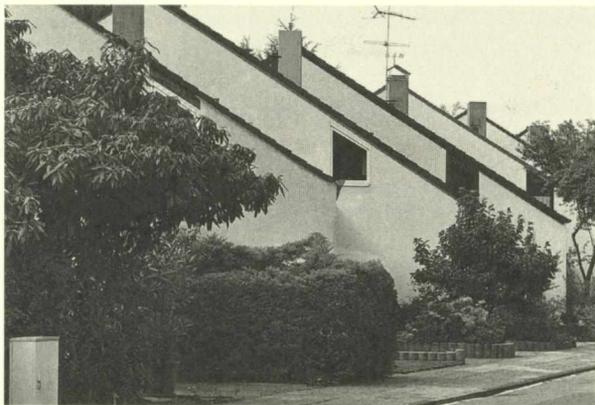
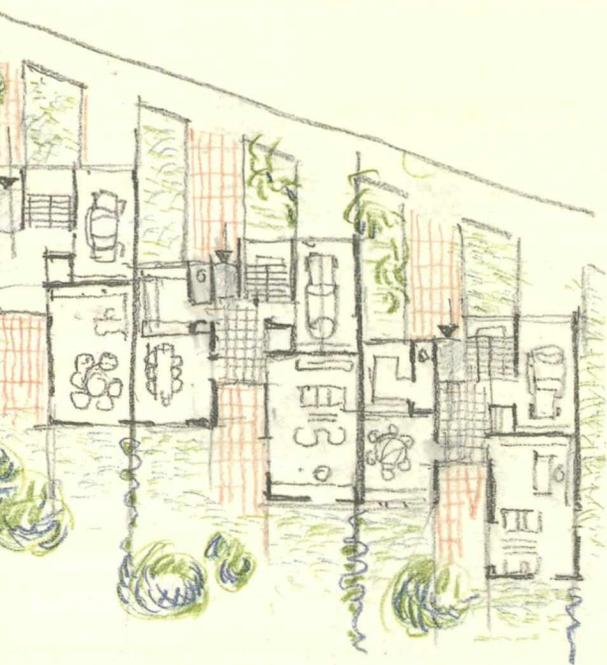


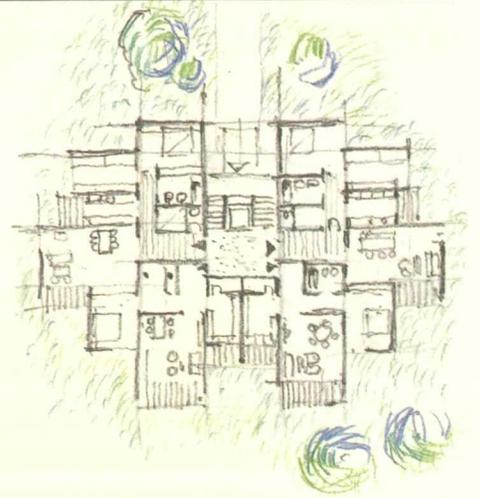
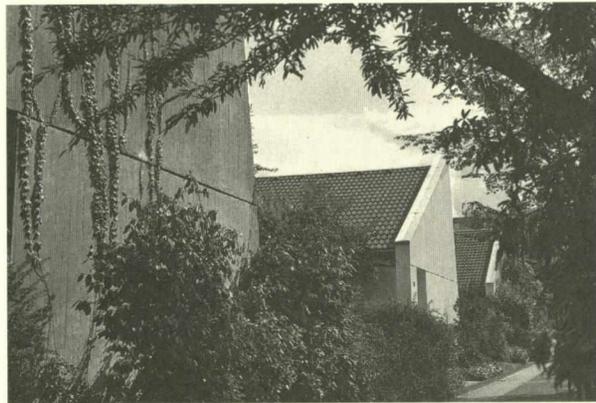
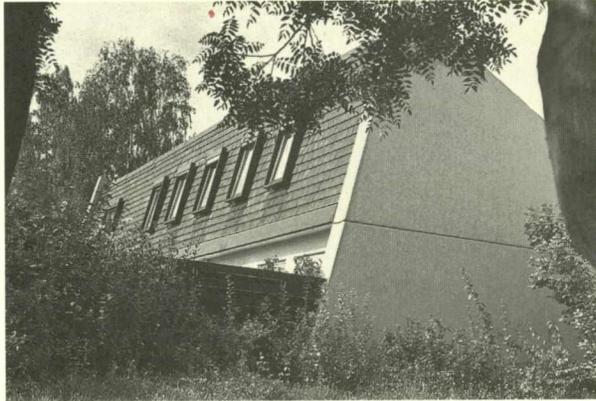


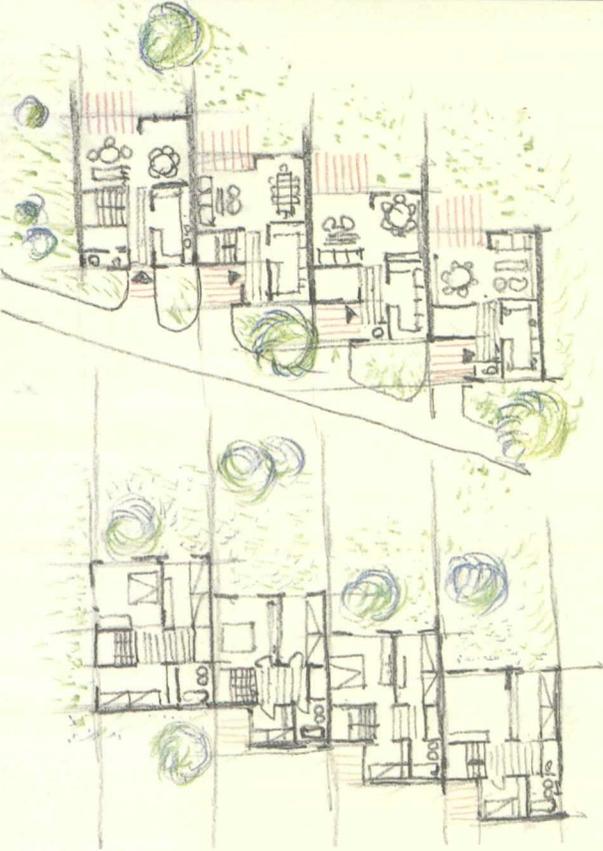


Aus der Zeit der Werksiedlungen
1955-1965









Vom Beginn der Industrialisierung an, also lange vor dem Ersten Weltkrieg, hatten die Werksiedlungen eine ganz besondere Stellung im deutschen Wohnungsbau: durch ihre städtebauliche und architektonische Qualität, die Wahl ihres Standorts und ihre eigene soziale Mischung.

Das gilt auch noch für die Zeit, die hier beschrieben wird. Kaum eines der großen Unternehmen, das damals nicht für gute Wohnungen seiner Beschäftigten sorgte. Fast alle hatten ihre eigenen Wohnungsbau-Genossenschaften, schrieben Wettbewerbe unter qualifizierten Architekten aus, sorgten für die notwendigen Sozial Einrichtungen und für eigene Verkehrsverbindungen zum Werk.

Für diese Wohnsiedlungen waren die theoretischen Wechselfälle städtebaulicher Betrachtungen irrelevant: Die Unternehmen bauten ihre eigenen Stadtteile. Trotz Warnungen vor sozialer Monokultur mit verheerenden Folgen fühlen sich die Bewohner in dem fast familiären Kreis von Mietern und Hausbesitzern wohl. Die Bauherren, die Firmen, waren stets so frei, ihre eigenen Maximen über die von Städtebauern und Soziologen zu stellen.

Die Motive für diese großen Investitionen waren natürlich nur zu einem Teil sozialfürsorglicher Art. Im wesentlichen ging es um die Seßhaftigkeit qualifizierter Mitarbeiter, die in den Zeiten des Nachkriegsbooms und der sogenannten Vollbeschäftigung das wichtigste Kapital für die Produktion waren.

Später wurden kaum mehr Werksiedlungen gebaut, vielmehr eine um die andere verkauft.

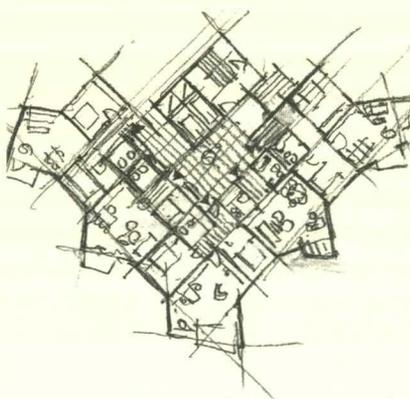
Einer der größten Kolonisatoren war die BASF in Ludwigshafen. Ein Kranz von damals modernen Siedlungen umgibt das große Werk. Einige davon sind eher unabhängige Trabantenorte, andere Ortserweiterungen. Allesamt waren es integrierte Planungen, die bei Dorf und Stadt schon deshalb willkommen waren, weil das Unternehmen auch für die notwendige Infrastruktur und für ein zuverlässiges soziales Gemisch der Neubürger sorgte.

1955 wurden wir mit dem Entwurf und dem Bau einer solchen Wohnsiedlung in Frankenthal beauftragt: der Carl-Bosch-Siedlung.

Volle zehn Jahre dauerten Planung und Ausführung des neuen Stadtviertels, das außer einer umfangreichen Palette von Wohnungs-Typen Kindergarten und Schule, zwei Kirchen und einen größeren Laden für den täglichen Bedarf vorsah.

Das Grundstück am Ortsrand von Frankenthal hat eine eigenartige Dreiecksform: Resultat einer geplanten, jedoch so nicht ausgeführten Umgehungsstraße um die südlichen Stadtteile.

Unsere wenigen Gesprächspartner bei der BASF waren kompetente, auch aufgeschlossene Organisatoren, auf Sparsamkeit und Qualität bedacht und in Grenzen entschlußfreudig. Die Planungs- und Baurechtsämter der Stadt Frankenthal erwiesen sich als großzügig und kooperativ - auch zu ihrem eigenen Vorteil. Diese seltene Konstellation ließ den Architekten viel Freiheit.



So ist aus dieser Wohnsiedlung ein ziemlich getreuer Spiegel der Auffassung vom kollektiven Wohnen in jener Zeit geworden. Die ganze Rationalität sich überlagernder Wohn- und Erschließungsformen ist im Plan auf einen Blick erkennbar: ein Zeugnis auch der damaligen Lehrmeinungen. Dieses Maß an Integration ist nur aus einer Hand zu leisten. Es ist eine Architekten- und keine Stadtplaner-Siedlung.

Das hört man heute höchst ungern. Die Spielräume für Flexibilität und ähnlich ungenaue Erwartungen schrumpfen mit der Bearbeitung. Von Mitbestimmung der Bewohner keine Spur. Statt dessen ein möglichst breites Sortiment an Wohnungen zur Auswahl: Vorzüge einer Werksiedlung - und vielleicht auch Anlaß, über die Effizienz unserer neuen, urbanen und "eigendynamischen" Systeme etwas kritischer nachzudenken.

Die Wohnanlage ist vor allem deshalb eine Architekten-Siedlung, weil alle ihre Elemente einander bedingen. Das Erschließungssystem hängt bis ins Detail an den Bauformen, die ihrerseits eng mit dem hierarchisch gestuften Verkehrskonzept verbunden sind. Die Grundrisse sind auf diese Zuordnungen abgestimmt. All die Bedingungen, die heute undenkbar, weil nicht mehr wünschenswert sind.

Ringstraße, Wohnstraße, Fußweg münden in einen großen öffentlichen Grünraum, der Kirche, Schule und niedrige Punkthäuser aufnimmt. Das achtzehngeschossige Hochhaus und die achtgeschossigen Miethäuser stehen außerhalb des Rings und stecken das Areal auch optisch ab. Die überschaubaren Nachbarschaften sind

nach Fußweglängen gegliedert. Angebote an Wohnungen in Mietshäusern, Reihen- und Atriumhäusern sollten möglichst viele Wünsche und Bedürfnisse erfüllen. Nur eines gab es nicht: freistehende Einfamilienhäuser oder gar "Villen".

Und keine Spur auch des heute angeblich so sehr vermißten "urbanen Lebens", das in der nahen Stadtmitte mit ihren Kultur- und Konsum-Einrichtungen stattfindet.

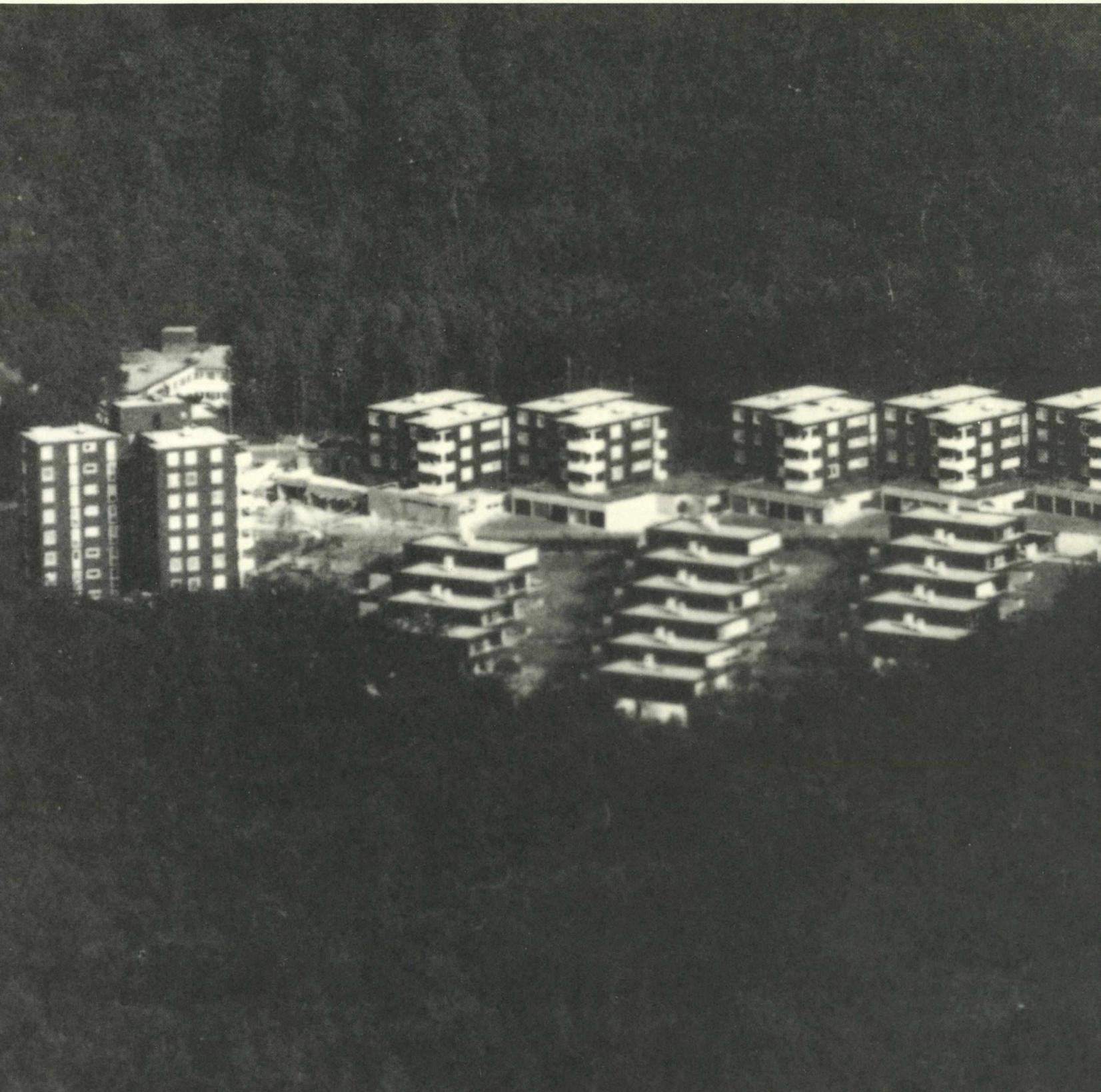
Das Wiedersehen mit der Siedlung nach fast fünfunddreißig Jahren war außerordentlich angenehm: überall Bäume und schöne Gärten. Der große Grünraum in der Mitte war ein kleiner Park geworden. Ein Bild der Zufriedenheit. Da es ja keine heile Welt geben kann, mußten Unordnung, Depressionen und vor allem ökologische Schäden gut versteckt sein.

Der Spaziergang dauert einen ganzen Nachmittag. Ein älterer Herr fragte vorsichtig nach dem Namen und freute sich mit seiner Frau über das Wiedersehen nach fünfunddreißig Jahren. Er klagte über den wachsenden Lärm; auch den Bretterzaun habe er erneuern und für die Enkelkinder den Dachstock mit großen Kosten umbauen müssen.

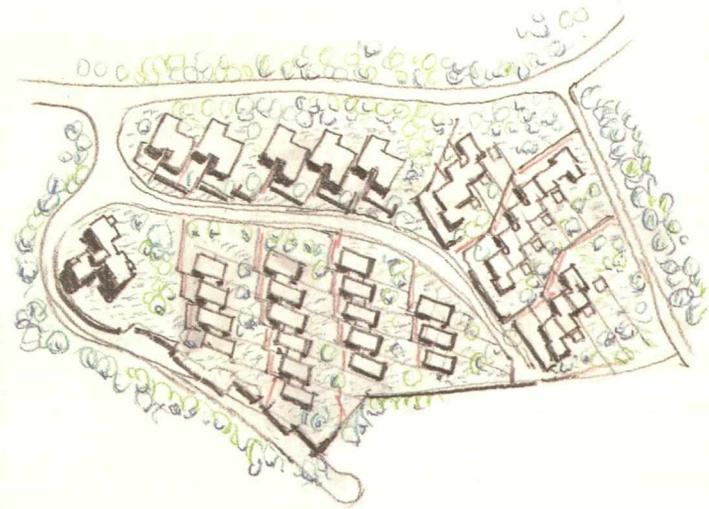
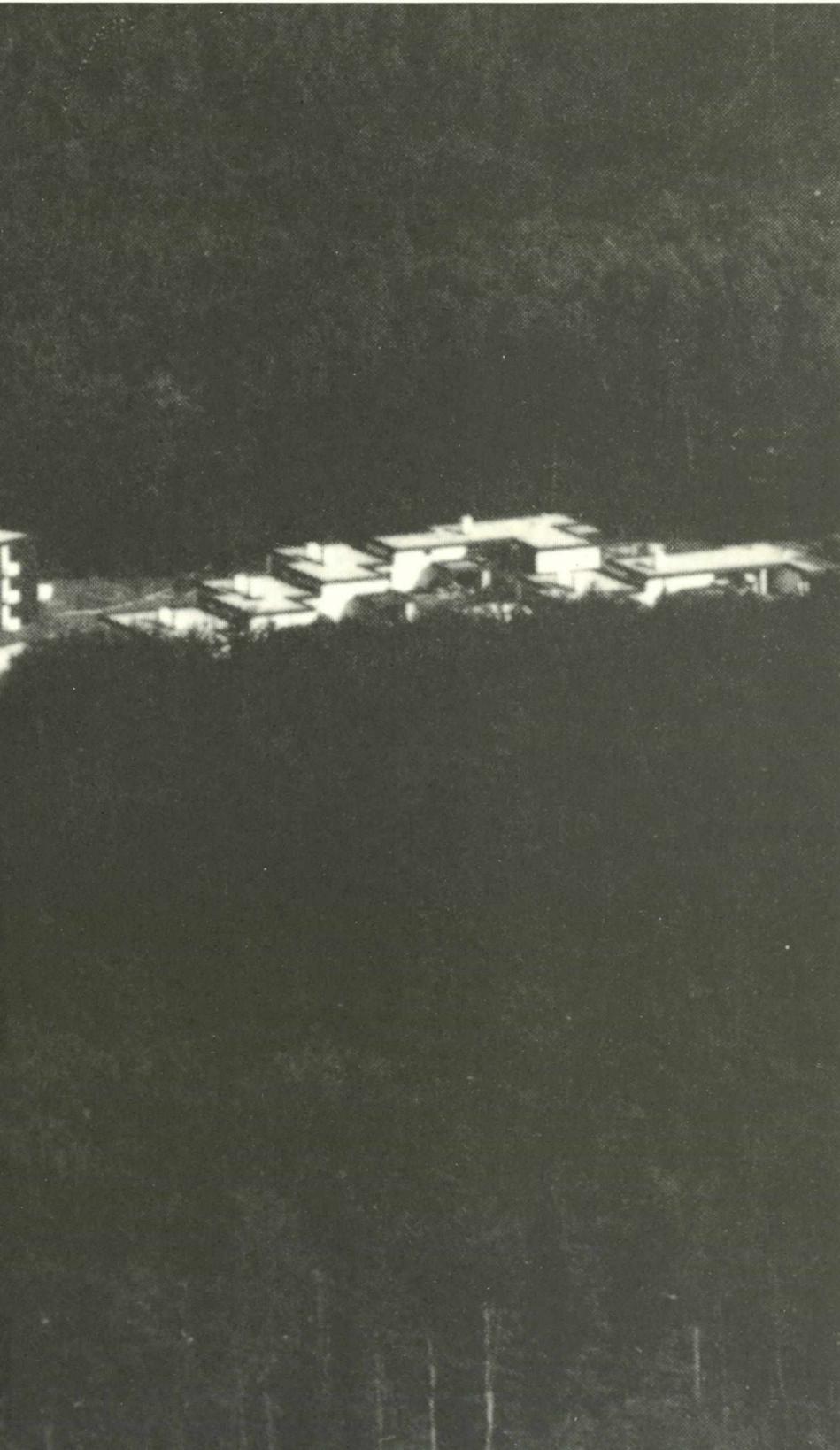
Viele der alten Bewohner leben noch in der Siedlung, oft schon mit der dritten Generation zusammen. Belehrend beschwerte sich ein anderer Pensionär, das Erschließungssystem funktioniere gar nicht mehr, weil die Jungen ihre Autos nicht an den peripheren Parkplätzen, ja überhaupt nicht auf Parkplätzen abstellten, sondern irgendwo in der Siedlung - und mit viel Lärm. "Es war einmal ein ruhiges Viertel", sagte der Alte. Vorstadt-Sorgen. Wahrscheinlich wäre ihnen allen das Häuschen im Grünen doch lieber.

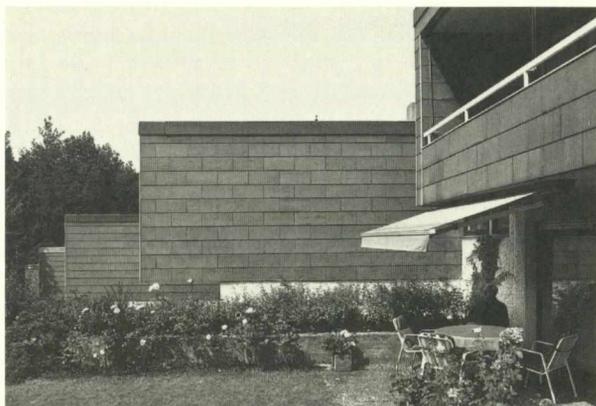
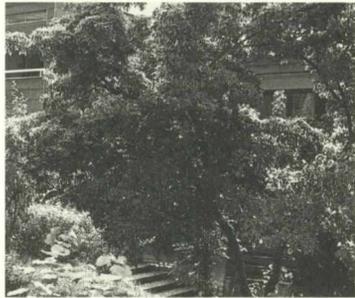
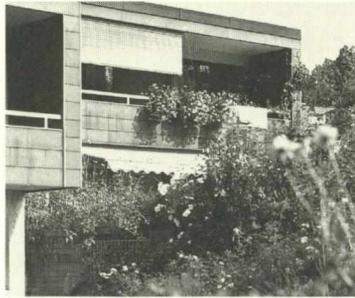
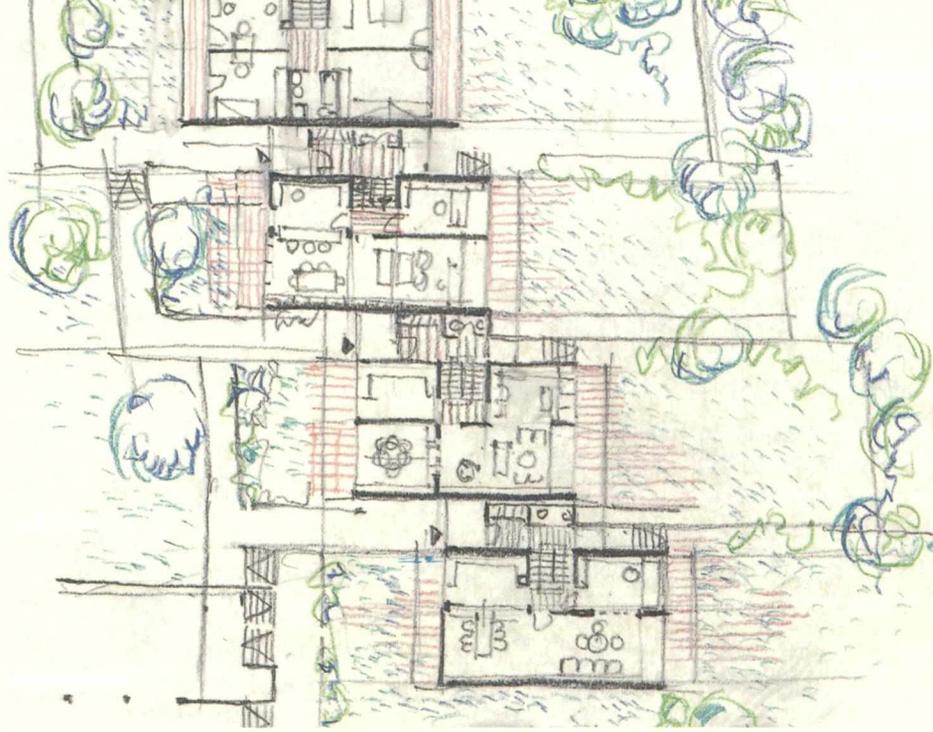


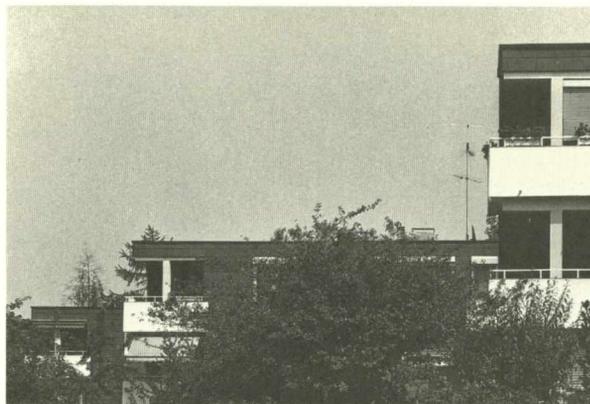




Bauen für Staats-Bedienstete
1965-1967





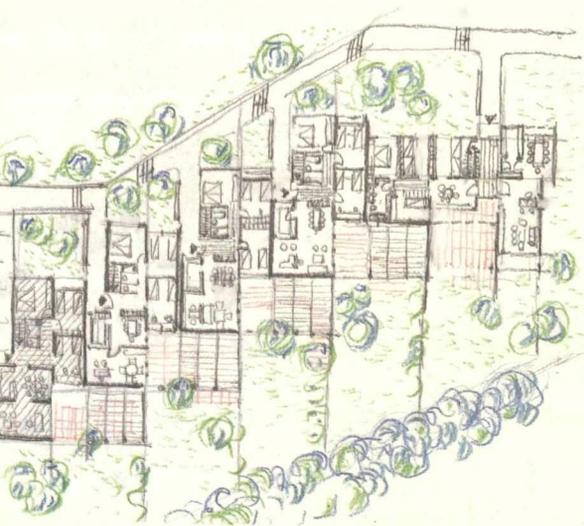


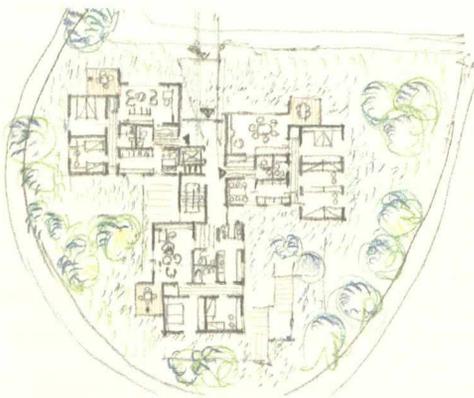
Bauplätze in Stuttgart und Umgebung waren schon vor dreißig Jahren ziemlich rar und teuer; teuer vor allem für Beamte, die ihre eigene finanzielle Lage bis über das Pensionsalter hinaus errechnen können, weshalb sie die verfügbaren Ressourcen sorgfältiger einteilen als mancher gewöhnliche Arbeitnehmer, der eher an unvorhersehbare Glücksfälle glauben möchte.

Ausschließlich für Beamte Wohnungen zu bauen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die einem Architekten zufallen können. Daß es sich in diesem Fall fast durchweg um höhere Beamte, sogar um viele Hochschul-Professoren handelte, machte die Sache nicht einfacher.

Botnang ist ein noch ruhiger Vorort von Stuttgart, mit guten Wohnlagen und angenehmer Verbindung zur Innenstadt, auch per Trambahn; von Wäldern umgeben, mit bevorzugtem Wanderweg auch für den gehobenen Staatsdiener geeignet.

Als das Schrebergarten-Viertel am Waldrand abgeräumt wurde, kam ein kahler, staubiger Bergrücken zutage, zur Hälfte von Wald umgeben. Eine ganz unterschiedliche Topographie, mit einem flacheren Rücken und einer ziemlich steil abfallenden Partie. Die windschiefen Flächen rieten zu einer dreiteiligen Bebauung: Mietwohnungen, die wie ein Rückgrat auf einer leicht abfallenden Zunge parallel zur vorhandenen Straße liegen sollten; abgeschwenkt davon eine Gruppe einstöckiger, stark gegliederter Reihenhäuser; und endlich, auf dem steileren Teil, zweigeschossige, kettenartig miteinander verbundene Einfamilienhäuser. Und aus drei Türmen setzt sich auch das achtgeschossige Hochhäuschen am Eingang zusammen.





Wie die Grundstücke und damit auch die Häuser an ihre Besitzer verteilt wurden, ist Staatsgeheimnis geblieben.

Es gab bei der Konzeption kein Mitspracherecht der zukünftigen Eigentümer und Mieter. Hätten sie sich mehr einmischen dürfen, wäre die Siedlung vermutlich bis heute noch nicht gebaut, oder sie sähe ganz anders aus.

In die Mitte führt eine Erschließungsstraße, die etwa doppelt so breit vorgeschrieben war, wie es der Zusammenhang der Siedlung und das Verkehrsaufkommen verlangt hätten.

Während des Baus entstand der Eindruck, die Siedlung, ihre Häuser, besonders das jeweils eigene, gefielen kaum einem der Bewohner so recht. Das hat wohl ganz primär mit dem verdammten Begriff Siedlung zu tun.

Die Kosten der Häuser waren erheblich geringer als die Ansprüche. Das wurde

allerdings anders, als die Bauten unwiderlich fertig geworden waren und schon deshalb einen langsamen Prozeß zunehmender Befriedigung auslösten. Fertig und am Ende war auch der Projektleiter.

Dreißig Jahre sind ins Land gegangen, Philemon und Baucis sitzen nun auf der Gartenbank. Die Kinder, die in der Siedlung aufwuchsen, sind aus dem Haus, und schon die Wertsteigerung der Immobilie rechtfertigt eine zufriedeneren Haltung.

Wichtig ist die große Gartenlandschaft, die Hans Luz wie für manch andere unserer Siedlungen entworfen hat.

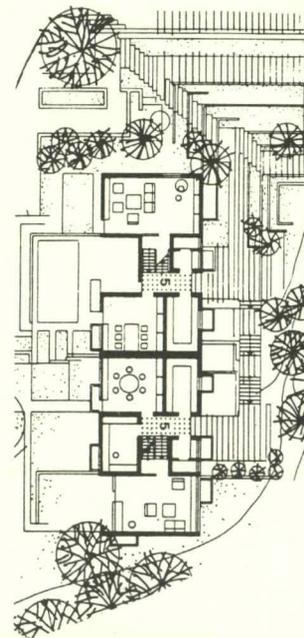
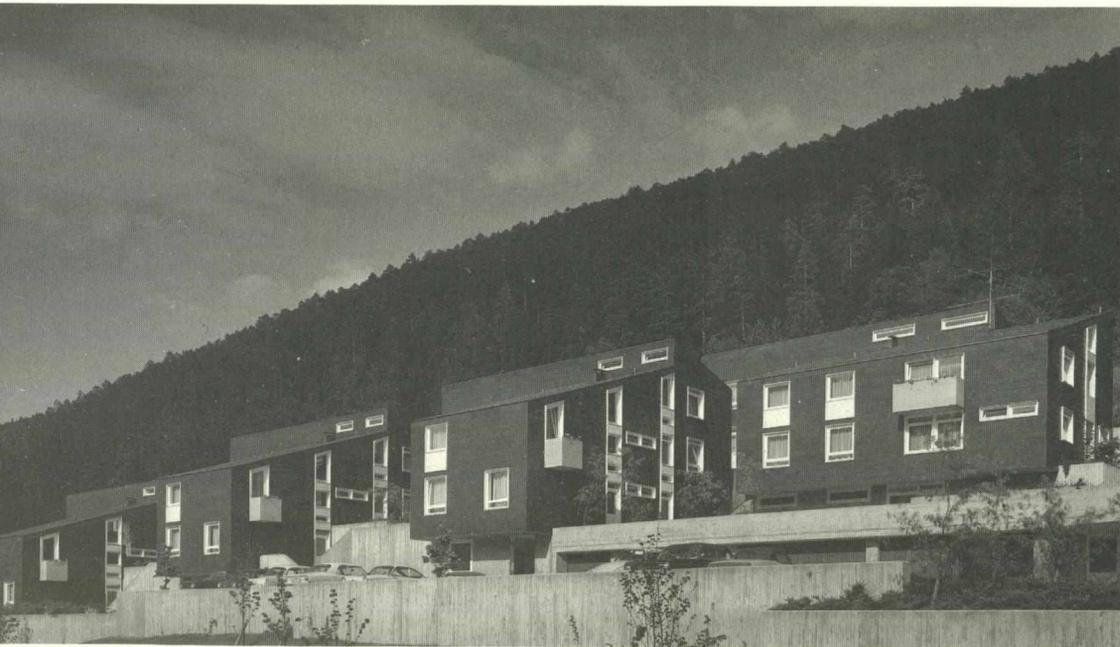
Im übrigen wohnt man schön und ruhig am Waldrand, hat Haus oder Wohnung gut eingerichtet und die meisten Schwierigkeiten vergessen. Sogar die schwarze Farbe im großen Grün kann kein Gemüt mehr in Wallung bringen.

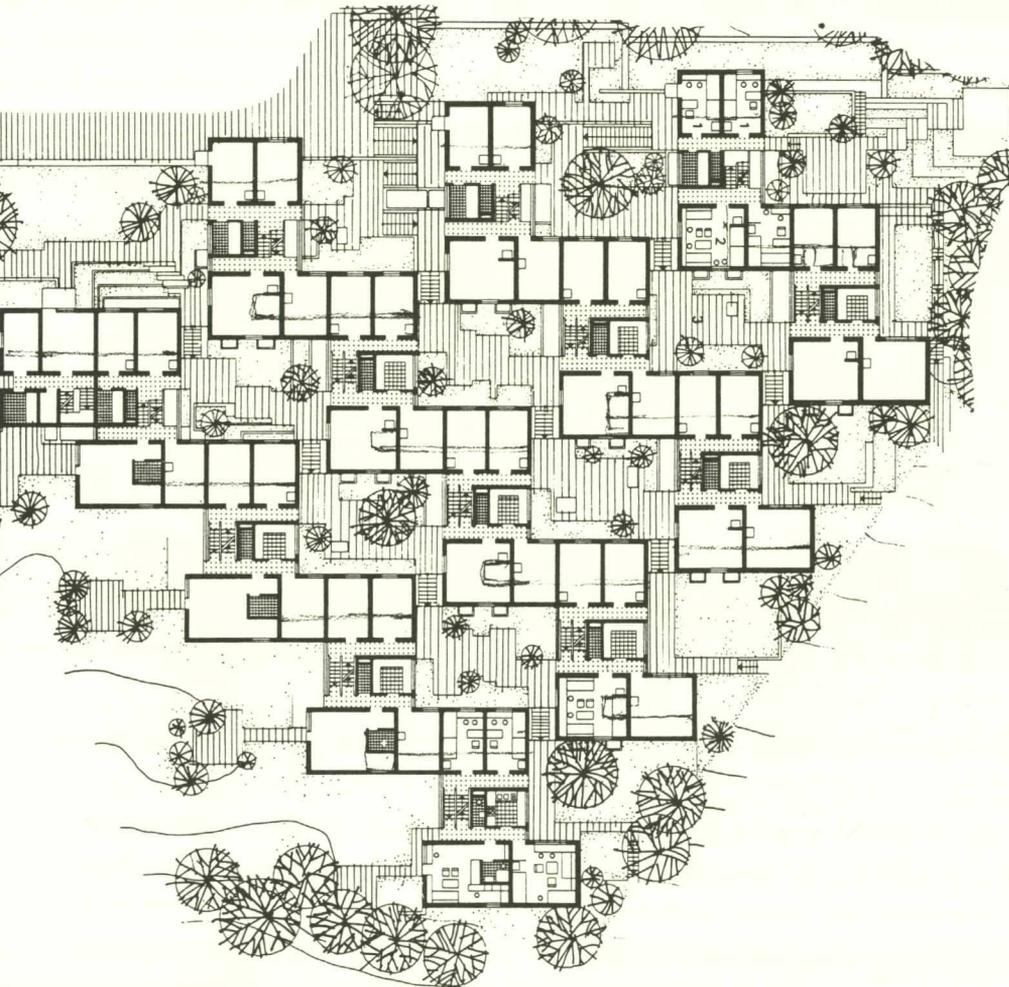




Wohnungen für Ärzte, Masseur und Trompeter
1967-1969







Das "Staatsbad Wildbad" brauchte für seine Bediensteten Wohnungen. Und wieder ein steiler Hang mit Blick auf den Ort.

Das Programm: viele Appartementwohnungen für die einfacheren Beschäftigten wie Masseure, Bademeister und Schwestern und ein größeres Wohnhaus für Ärzte.

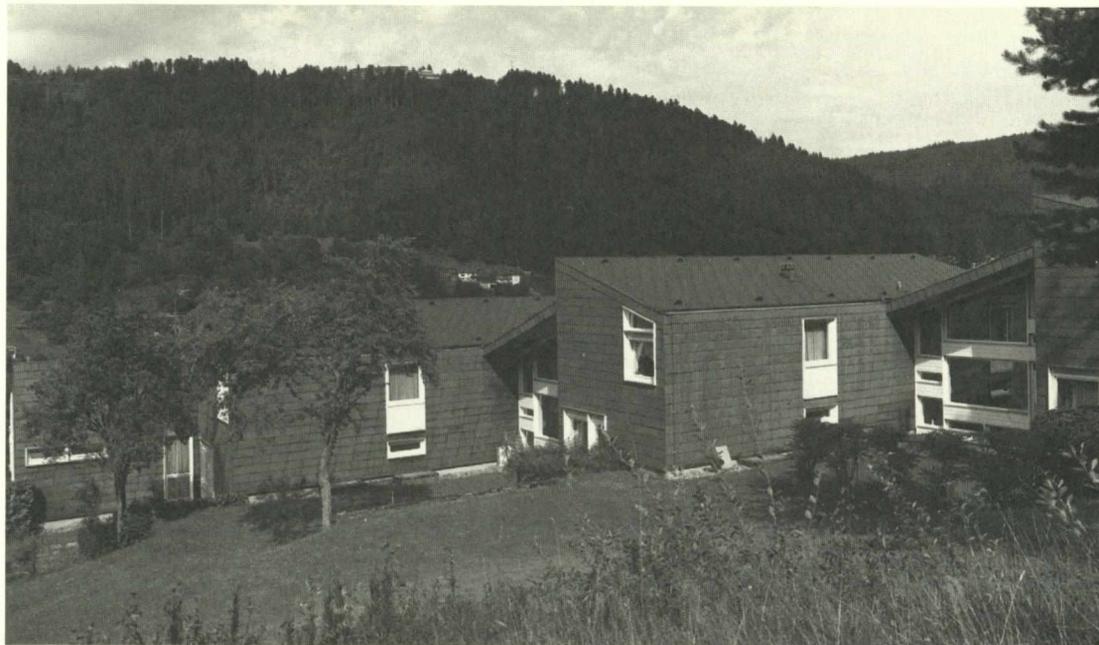
Der Entschluß, für die schöne Landschaft eine dichte und doch aufgelöste Siedlung zu planen, führte zu einem architektonisch-technischen Kunststückchen: einer Atriumsiedlung im fallenden Gelände für die Appartements. Wir glaubten auch, den Angestellten der großen Klinikbauten eine Art von Kontrastprogramm bieten zu sollen. Das aber erwies sich als unnötig.

Die kleinen Häuser liegen alle auf verschiedener Höhe, parallel zum Hang, und sind durch Nebenraum-Spangen miteinander verbunden.

Es gibt acht Innenhöfe, diagonal durch freie Treppen erschlossen und verknüpft. Eine Art Gebirgsdorf, mit dem dafür charakteristischen, mühseligen Aufstieg zu Fuß, von Anfang an ein Stein des Anstoßes.



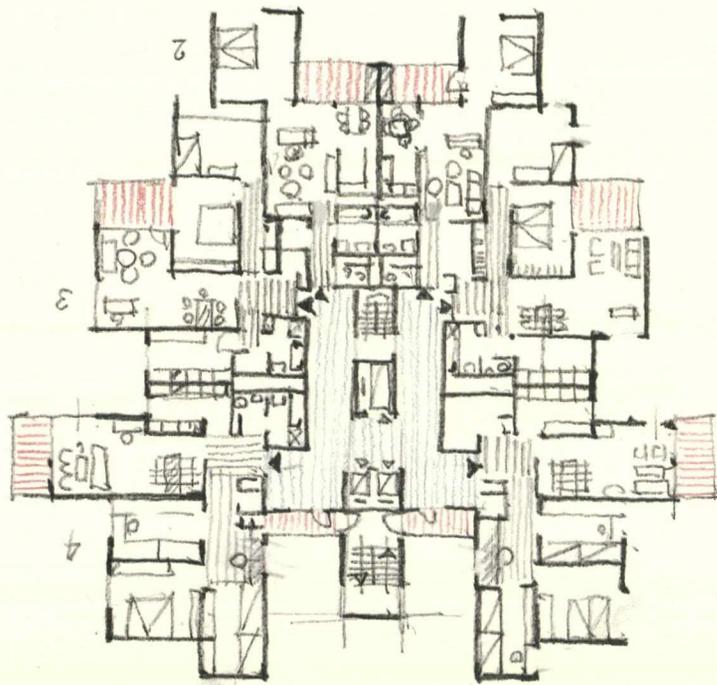
Die schwarze Farbe der Fassadenverkleidung sorgte für Aufregung. Die Klagen über diese psychische Mißhandlung unschuldiger Bewohner drangen bis in den Landtag nach Stuttgart. Der Bauausschuß des Parlaments war so ratlos, daß er sich zu einem Lokaltermin entschloß. Wir mußten Rede und Antwort stehen und die Siedlung vorführen. Der Bauausschuß zog befriedigt ab. Klage zurückgewiesen, jedoch nicht verstummt. Da halfen auch keine freundliche Publikation und kein Architekturpreis. So trafen wir bei einem neuerlichen Besuch auf eine frostige Atmosphäre. Fast dreißig Jahre Treppensteigen hinterlassen Spuren. Der Hausmeister meint kalt, die Siedlung werde wohl abgerissen, was auch an der Zeit sei. Und eine Putzfrau, freundliche Gastarbeiterin, schwärmt mit Erwartungsfreude von einem großen Wohnblock, der vor allem für sie die längst erwartete Befreiung von der architektonisch verursachten Mühsal bringen würde.



Schnell fotografieren und zeichnen und wieder fort.

Die betrübliche Haushaltssituation des Landes Baden-Württemberg wird die Siedlung wohl noch lange Zeit am Leben erhalten.





Hochhaus 1969-1971



Schrecken aus den sechziger Jahren. Was in Unbefangenheit entstand, wurde im verbitterten Glaubenskrieg niedergemacht und aus dem Repertoire des humanen Wohnungsbaues entfernt. Allein die Vokabel "Hochhaus" bringt noch heute viele Menschen und Stadtplaner auf die Barrikaden.

Was hier erzählt wird, geschah vor fünf- undzwanzig Jahren, und damals war man noch nicht allzu sensibel; man kümmerte sich vermutlich wenig um die angeblich so verhängnisvollen Auswirkungen auf Stadt und Land, Mensch und Tier oder man war noch nicht genügend aufgeklärt.

Das Bild eines in die Luft gesprengten amerikanischen Hochhauses, dessen Bewohner offensichtlich so unter ihren sozialen Spannungen litten, daß es für unbewohnbar erklärt wurde, ging erst ein wenig später durch die Weltpresse. Und die großen Platten-Siedlungen der DDR lagen hinter der Mauer und weit weg.

Mit deren Baumethode, nämlich der Konstruktion aus vorgefertigten Betonfertigteilen, wurde 1967 und 1968 in Schmiden bei Stuttgart ein achtzehngeschossiges Hochhaus mit hundert Wohnungen gebaut.

Noch schlimmer: Nach einem Konzept, das wir für die Stadterweiterung ausgearbeitet hatten, wäre ein lockerer Kranz von ähnlichen Punkthäusern entstanden, als sichtbare Abgrenzung zur Großstadt. Es blieb jedoch bei diesem und einem weiteren Hochhaus.

Bei zutreffender Interpretation hat also die Wende vom Hochhaus zum Niedrighaus die ganze Gegend vor einem ungnädigen Schicksal bewahrt.



Es wurden annähernd hundert Sozialwohnungen in fünfstöckigen Punkthäusern um das genannte Hochhaus mit weiteren hundert Eigentumswohnungen gebaut. Dazu ein Kindergarten und ein Laden, der nach kurzer Zeit einging.

Auf einem Stockwerk liegen jeweils sechs verschieden große Wohnungen, alle mit Anteil an der Südlage und der weiten Aussicht auf das allerdings schon damals ramponierte Remstal.



Ein zerklüfteter Grundriß zerlegt das ziemlich dicke Hochhaus in mehrere Türme. Viele Leute waren damals unbefangen genug, die Wohnungen zu kaufen und sie blieben fast alle da. Erstaunlich aber die große Lust an einem Umzug innerhalb des Hauses.

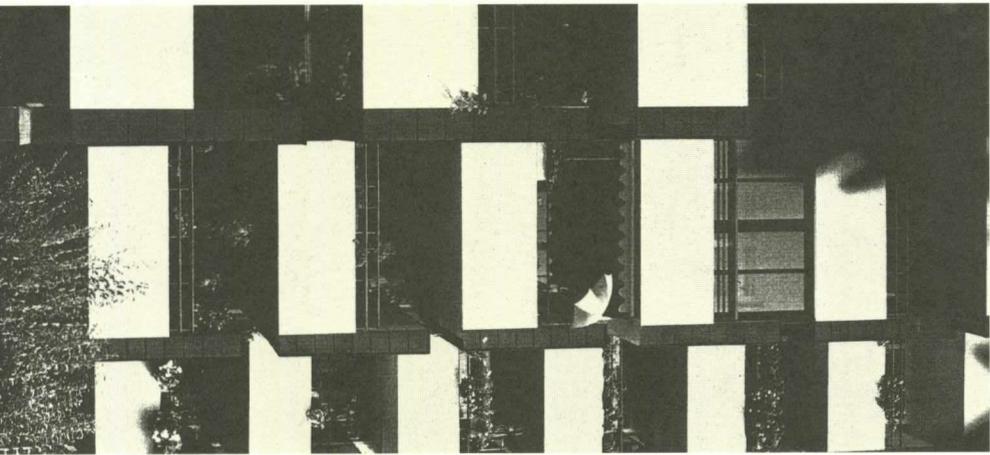
Entweder ist es wirklich ein guter Ort zum Wohnen oder seine Bewohner sind sich der eminenten Gefahren für Leib und (vor allem) Seele nicht so recht bewußt.



Für die städtebaulich miserable Einstufung haben sie offensichtlich kein richtiges Verständnis. Dies zeigte sich auch bei unserem Besuch. Sie raten zwar den Kindern, über ihren Wohnort wenig zu reden, und als Teil der städtebaulich desavouierten Randgruppe der Hochhaus-Bewohner sagen sie auch nicht gern, wo sie leben. Aber offensichtlich wohnen sie gern dort; sogar die Alten genießen den Service des hohen Hauses.

Eine Schlußbemerkung: Wir sind ziemlich sicher, daß wir wieder einer Zeit gnädiger Hochhaus-Duldung entgegengehen. Die Stadtplaner haben ihre Meinung so oft geändert wie die Architekturkritiker. Man kann ruhig auf neuerliche Revisionen warten.





Weitere kleine "Hochhäuser" 1971/1972



Die "Neue Heimat", der Gigant des deutschen Wohnungsbaus, kam in Verruf und ging dann pleite. Wahrscheinlich mit Recht. Das Unternehmen war zu groß und unkontrollierbar mächtig geworden. Es war lange Zeit auf seinem Gebiet kompetenter als alle seine Konkurrenten – auch als es die Nachfolger sind. Man warf der "Neuen Heimat" nicht nur Mißmanagement bis an die Grenze der Kriminalität vor, sondern stempelte sie auch zu einem der Haupttäter in Sachen Unmenschlichkeit des Wohnungsbaus, verbunden gar mit Gigantomanie.

Gerne übersehen die Kritiker, daß es unter dem Dach dieser "gemeinnützigen" Riesengesellschaft möglich war, nach qualitativollen neuen Lösungen für Wohnungen zu suchen, Experimente keineswegs ausgeschlossen. Sie hatte gute Fachleute fürs Bauen und für dessen Wirtschaftlichkeit. Mit toleranter Objektivität muß im zeitlichen Abstand die Mühe um die Qualität der Neue-Heimat-Wohngebiete anerkannt werden und das vor allem im Vergleich mit dem heutigen Wohnungsbau.

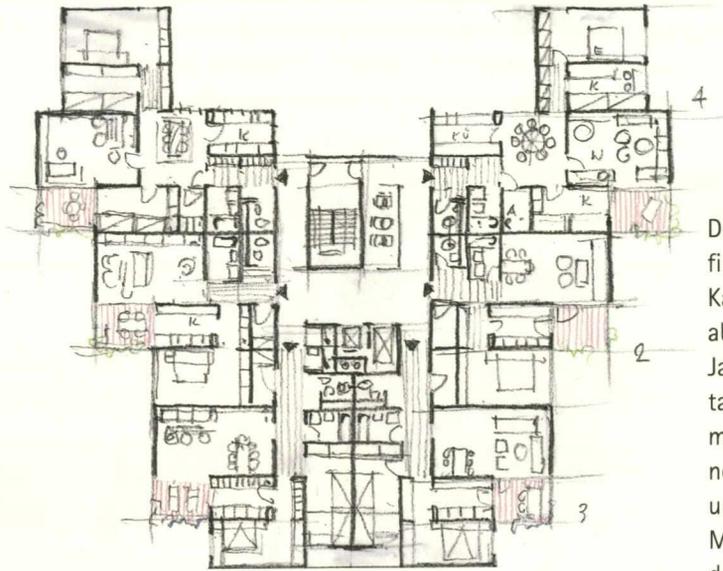
Drei sechs- bis achtgeschossige Punkthäuser, also kurze Hochhäuser (wenigstens nach baurechtlicher Definition), eine Kette am Ortsrand von Ludwigsburg 1969, bietet ein kleines Beispiel.

Wieder wie im vorigen Hochhaus in Schmiden auch hier sechs unterschiedlich große Wohnungen auf einem Stockwerk, ein gefächerter symmetrischer Grundriß; alle Wohnungen nach Süden orientiert, mit großen Balkonen, Dachgarten.





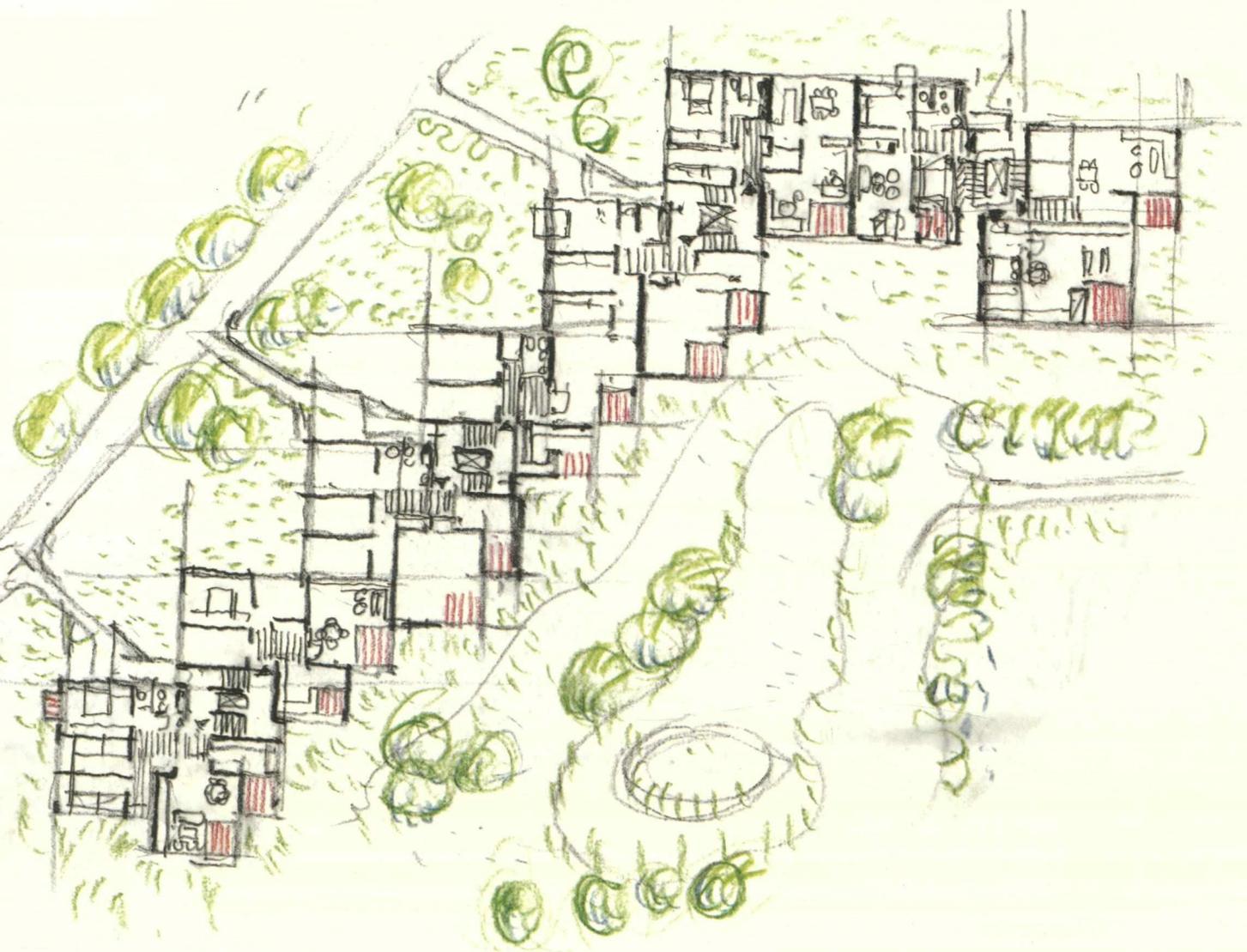




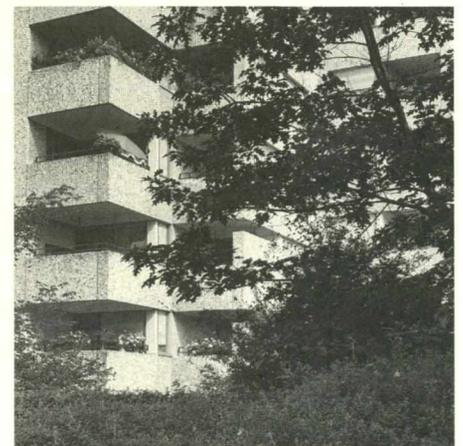
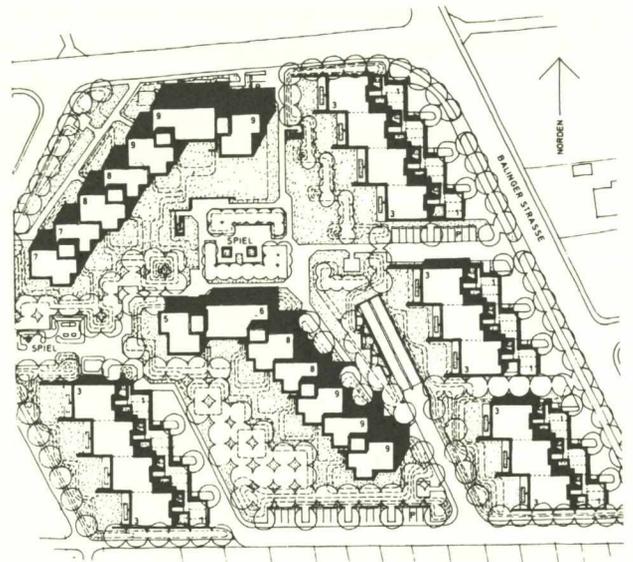
Der Hausmeister der drei Häuser empfing uns zunächst mißtrauisch, als er die Kamera sah, wohl aus Erfahrung. Dann aber berichtete er, die vierundzwanzig Jahre alten Bauten seien nicht nur in tadellosem Zustand (das muß er als Hausmeister sagen), sondern im wesentlichen noch von den Ur-Einwohnern bewohnt; und gerade die jetzt älter gewordenen Menschen schätzten die gegenseitige Hilfe der Hausbewohner besonders. Eine fast irritierende Auskunft, da man doch die kalte Anonymität des Hochhauses auf jeder Mängelliste findet.

Gespräche mit einigen Rentner-Familien bestätigten die Auskunft; sie fanden ihr Haus obendrein noch schön, großzügig, bequem, im Grünen liegend und was dergleichen Vokabeln mehr sind.

Es könnte allerdings auch sein, daß die Mieter sich eine einfache Strategie gegen die Verteufelung der Monsterbauten ausgedacht haben: als verbale Notwehr sozusagen.



Als die Versicherungen noch Wohnungen bauten 1972-1974





Aus einem Wettbewerb, den die Allianz AG in Stuttgart-Möhringen 1967 ausgeschrieben hatte, stammt der hier beschriebene Entwurf mit ungefähr hundertfünfzig Geschoßwohnungen und vierzig Wohnungen in Reihenhäusern.

Diese relativ große Zahl von Wohnungen auf einem mäßig großen Grundstück führte zwangsläufig zu einer dichten Bebauung mit unterschiedlich hohen Häusern. Ziel des Wettbewerbs war es, auf begrenztem Raum möglichst für alle Wohnungen eine gute Qualität zu garantieren: Wohnen im Grünen.

Heute würde man die Siedlung in neuer Zurückhaltung als Wohnpark bezeichnen. Die Atmosphäre der Bauten im großen Grünraum ist tatsächlich die eines weitläufigen öffentlichen Gartens, den Hans Luz wieder sorgfältig bis ins Detail und großzügig geplant hat.



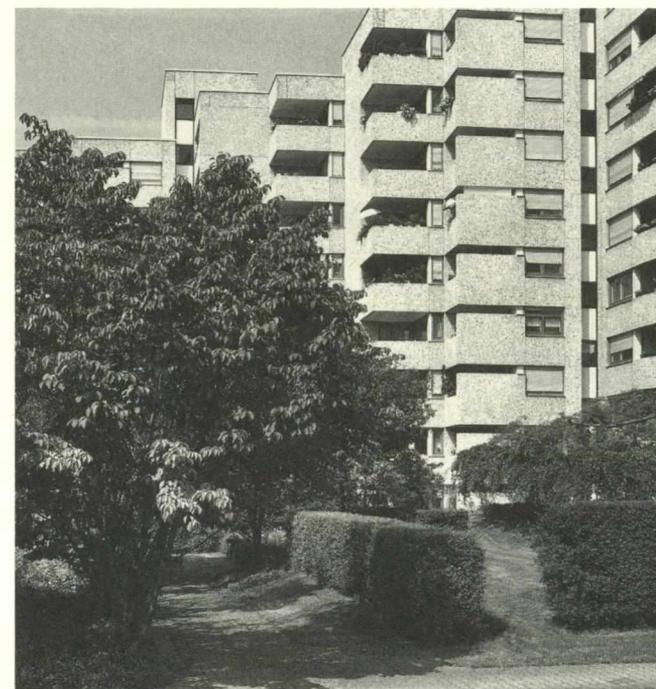
Die Gartenarchitektur ist besonders bei dichten Siedlungen von großer Bedeutung. Heute fehlt es dafür meist an den Mitteln, auch am Verständnis. Ein paar Bäume, ein paar Wege, einige Bänke, wenn es hochkommt, und eine Sandkiste für die Kinder umreißen die Anstrengungen – obwohl gerade in Wohngebieten mit großer Bewohnerdichte und in Stadtnähe die natürliche Umgebung der Wohnungen große Bedeutung gewinnt.

Zwei stark gegliederte Hauptbauten, zwischen sechs und neun Geschossen in der Höhe gestaffelt, sind die dominierenden Elemente der Raumbildung. Jede Wohnung ist durch Falten im Baukörper von ihren Nachbarn getrennt.

Die Ränder als Übergang zur freien Natur oder zu den Nachbarbauten werden von

dreigeschossigen Reihenhäusern gebildet, die eine große ebenerdige Wohnung mit Garten und Innenhof haben. Auf dieser sitzen gewissermaßen zwei Maisonette-Wohnungen, die durch eine separate Treppe von außen erschlossen werden: ein Versuch, das übliche Dreifamilienhaus aus drei ganz verschiedenen Hausteilen zu bilden, selbständig und möglichst ohne gegenseitige Störung.

Ursprünglich hätten die aus Ortbeton gebauten Häuser mit Ziegelsteinen verkleidet werden sollen. Der Bauherr entschied sich für vorgehängte Betonfertigteile-Fassaden. Schade, denn es war keine Kostenfrage.





Alle Stellplätze sind in einer Tiefgarage untergebracht, so daß fast das ganze Areal für eine intensive Begrünung zur Verfügung stand.

Eine "Garten-Siedlung in aufgelockerter Bebauung" nannte man das früher. Unnötig anzumerken, daß dieser Typ abwertend in die Kategorie der Gartenstadt-Siedlungen eingereiht wird. Stadtfeindlich-bürgerliche Idylle, Fin de siècle.

Die Wohnungen sind begehrt, der große Garten wird ordentlich gepflegt, er ist

gleichzeitig ein großer, zusammenhängender Spielort für die vielen Kinder.

In jener Zeit wurden manche solcher Anlagen in der Bundesrepublik gebaut, und dennoch machen sie nur einen Bruchteil des damaligen Wohnungsbaues aus. Heute gibt es wenig Vergleichbares auf dem Markt.



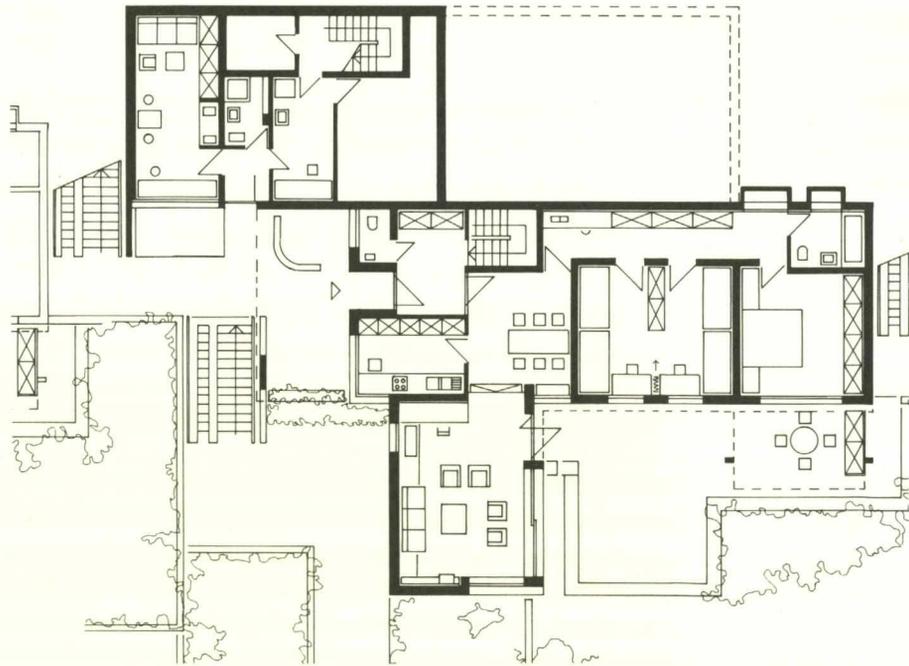






7

Terrassensiedlung Heidelberg-Boxberg 1968-1972





Die Boxberg-Kuppe in Heidelberg ist ein Ausläufer der umstrittenen Trabantenstadt Emmertsgrund. Sie war bis auf einen Rest bebaut, als wir 1967 das interessanteste Stück davon, einen sanften, umlaufenden Hang, zur Planung bekamen.

Die vorgeschlagene Terrassen-Siedlung erschien der "Neuen Heimat" mit Recht so kompliziert, daß man sie Stück um Stück zugunsten konventionellerer Häuser reduzierte.

Der Hang war für eine senkrecht gestaffelte Anlage wenig geeignet. So versuchten wir eine diagonale Bebauung mit winkelförmigen Häusern, bei denen der Wohnraum zwei Stufen höhergelegt werden mußte, damit die darunterliegende Wohnung mit dem sanften Gefälle des Hanges übereinstimmte. Um die Schwierigkeiten auf die Spitze zu treiben, entschlossen wir uns zu einer homogenen Konstruktion, die aus Wärmedämmgründen aus Leichtbeton hergestellt werden mußte. Das konnte nicht so gutgehen, weder mit Dämmung noch mit Dichtung.

Überdies wurde die kleine Siedlung in einer Zeit - 1972 - fertiggestellt, die vom sichtbaren Beton als einem annehmbar menschlich-ästhetischen Material nichts mehr wissen wollte. Schon deshalb war sie nicht so leicht an den Mann zu bringen.

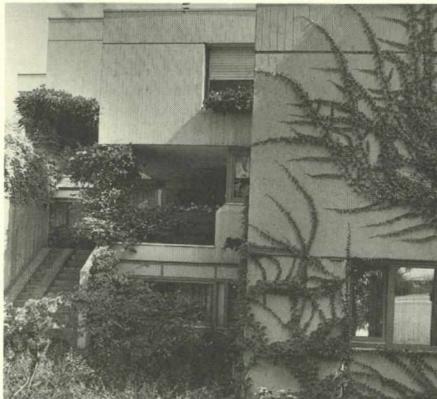
Die Hausgruppe hat gute Wohnungen mit sehr schön bepflanzten Terrassen. Sie hätte wahrscheinlich auch einfacher hergestellt werden können.



Unter den dichten Einfamilienhaus-Gruppen entstand eine Art Villen-Gebiet von architektonischem Reiz, der nicht gerade billig erkaufte worden ist.

Die übrigen Wohnungen, im Geschößbau und - weniger kompliziert - als Einfamilien-Reihenhäuser gebaut, sollten das Budget wieder in die Balance bringen.

Bei unserem Besuch konnten wir ein Terrassen-Haus besichtigen. Wir fanden eine schöne und stimmungsvoll eingerichtete Wohnung mit zufriedenen Besitzern, die sogar an der Absonderlichkeit der Fügungen und am unverkleideten Beton mit seiner Brettschalung offensichtlich Spaß haben, wenigstens teilweise. Wir waren darüber erstaunt und froh, nach den früheren Jahren des Ärgers.

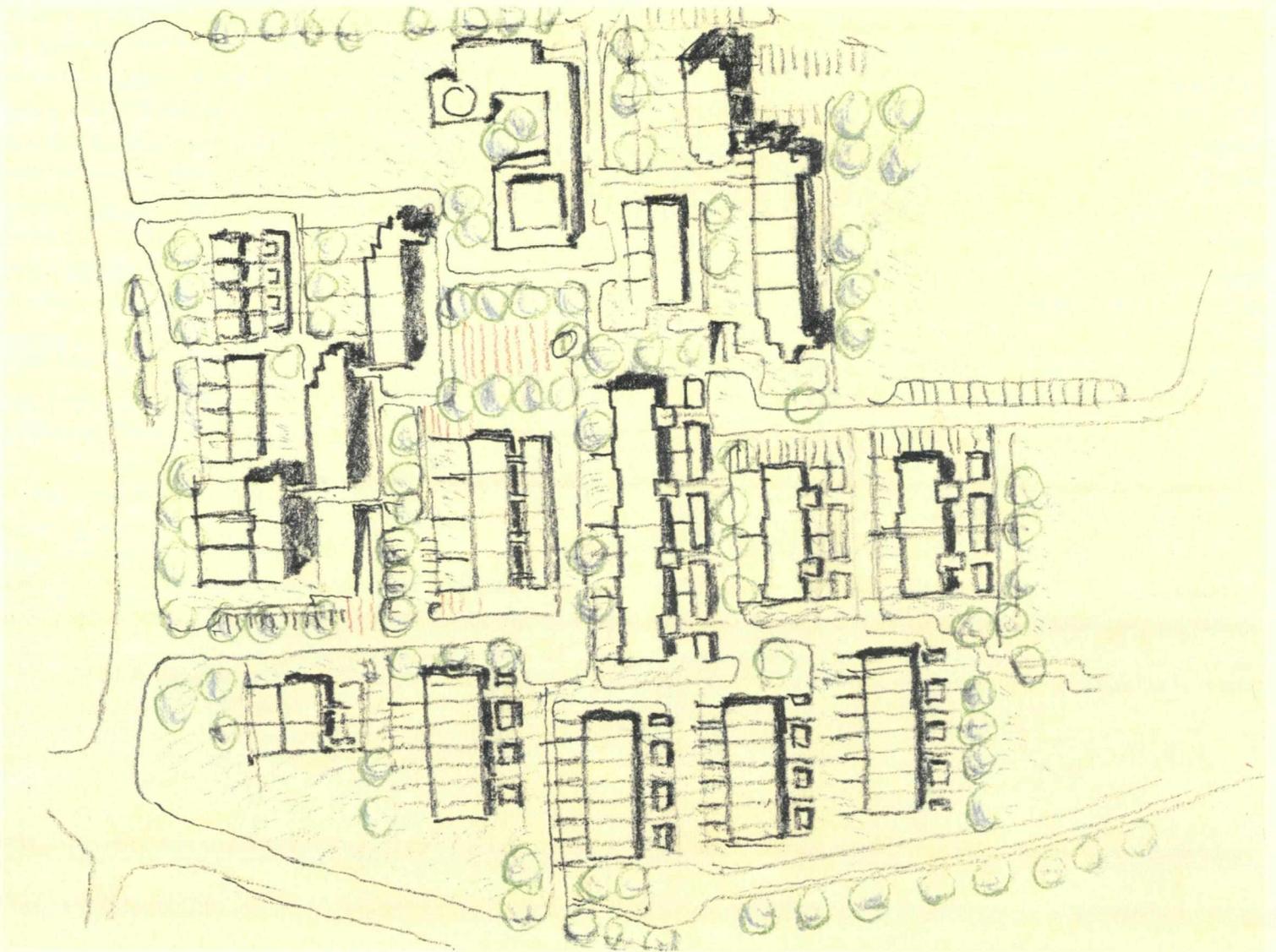






Zeilenbau mit Variationen
1967-1969







Zweihundertachtzig Miet- und Eigentumswohnungen in einem Vorort von Göppingen; nach einem Wettbewerb, der 1967 ausgeschrieben war.

Ein Versuch, durch Zeilenbau den Vorteil guter Orientierung mit einem möglichst großen Angebot unterschiedlicher Wohnungen zu verknüpfen. Eine hohe Randbebauung mit Mietshäusern umschließt die Zeilen der niedrigen Reihenhäuser.

Die größere Höhe der Bauten für die Geschoßwohnungen verlangt auch größere Abstände, und daraus ergeben sich schöne Grünräume.

Diese hohen Häuser haben im Erdgeschoß Fünfstück-Wohnungen mit direktem Zugang vom Fußweg in den Garten, aber auch aus dem Geschoß der Tiefgarage. Die darüberliegenden Stockwerke sind Maisonette-Wohnungen, ebenfalls mit fünf Zimmern, "Häuser im Haus" für große Familien. Das höchste der Mietshäuser ist ein Laubengang-Haus mit kleinen Wohnungen.

Die dreigeschossigen Reihenhäuser sind ähnlich aufgebaut wie die Maisonette-Wohnungen: Auf einer großen ebenerdigen Wohnung mit eigenem Garten liegen jeweils turmartige Maisonette-Wohnungen mit großen vorgelegten Terrassen.

Und dann gibt es noch fast "normale" Reihenhäuser, deren Garagen so vor dem Haus liegen, daß sie jeweils einen kleinen Innenhof zur Erschließung ergeben; und zwei Zeilen dreigeschossiger Miethäuser,

die als Dreispänner-Typen so entworfen sind, daß zu zwei Dreizimmerwohnungen noch je eine Zweizimmerwohnung, im rechten Winkel gelegen, dazukommt. Das Ganze ist auch hier mit den Garagen so verknüpft, daß Innenhöfe entstehen.

Als Alten-Wohnungen wurden eingeschossige Reihenhäuschen gebaut, zur offenen Landschaft orientiert.

Alle Außenwände der Siedlung sind aus Leichtbeton, homogen, die hohen Bauten mit leichten Betonfertigteilen verkleidet.

Die Rohbauarbeiten wurden von einer rumänischen Firma ausgeführt, weil sich keine deutsche mit einem akzeptablen Angebot an der Ausschreibung beteiligen wollte. Wie man sich denken kann, führte dies zu erheblichen Unruhen unter den damals vollbeschäftigten deutschen Unternehmungen. Für uns ergaben sich neben der ohnedies vorgesehenen schwierigen Konstruktion auch noch erhebliche Probleme. Den rumänischen Arbeitern, die im übrigen gute Leistungen zeigten, mußten die ungewohnt komplizierten Konstruktionen erklärt werden.

Das schwerfällige und nicht gerade freundliche Material des sichtbaren Beton eignete sich gut für die sehr plastisch geformten Fassaden, die der ganzen Siedlung einen kräftigen architektonischen Ausdruck verleihen.

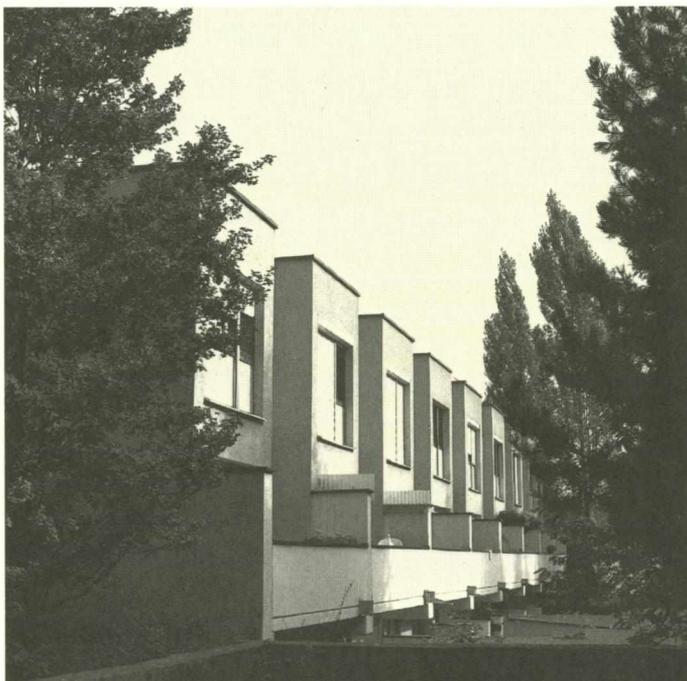
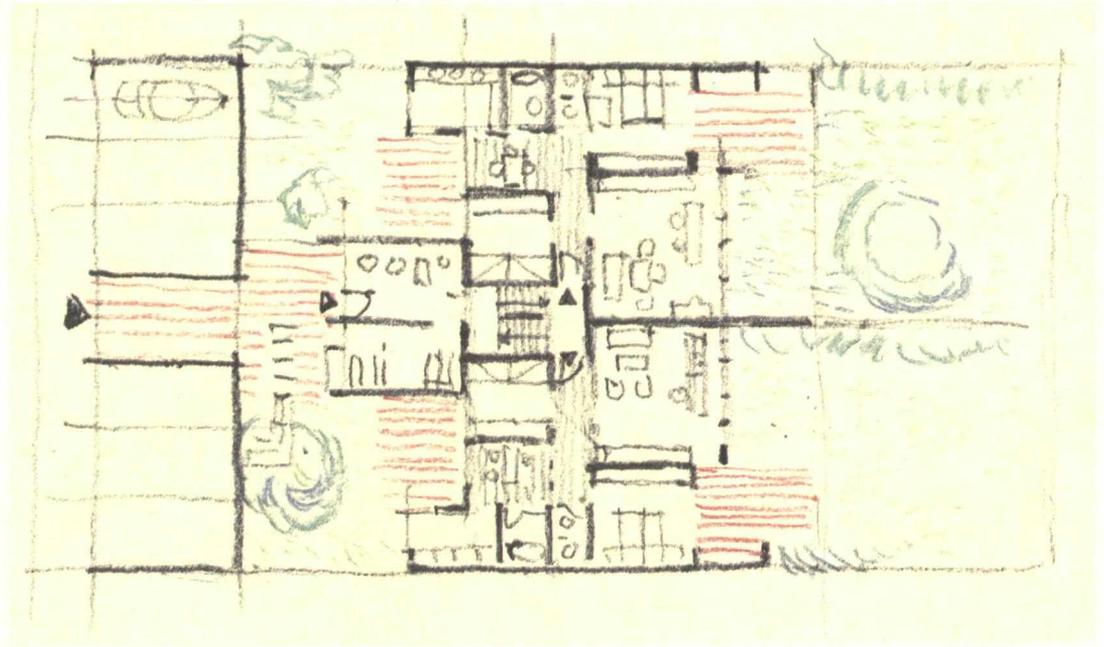
Trotz sichtbarer Qualität der sorgfältigen Details stießen die Bauten anfangs nicht gerade auf große Gegenliebe der Bewohner.

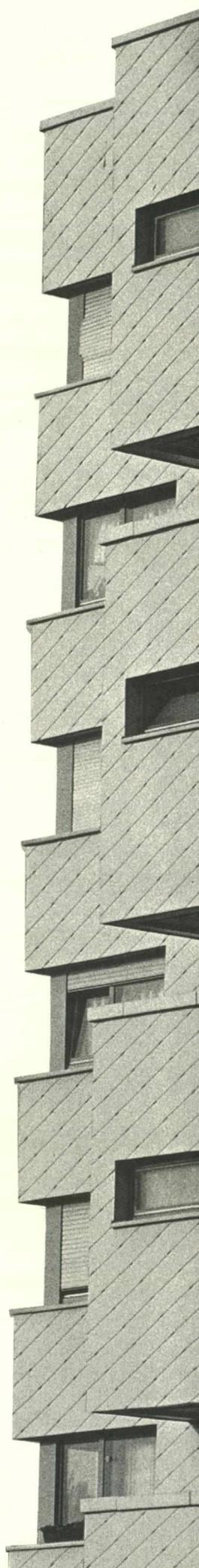
Inzwischen ist die Siedlung ganz eingewachsen, denn auch hier wurde von Anfang an auf eine gute Gartengestaltung gedrängt.

Die Häuser wurden zum Teil von den Besitzern mit zusätzlichem und subventioniertem "Vollwärmeverputz" ausgestattet, was ihnen manches vom ursprünglichen architektonischen Ausdruck genommen hat. Eines der hohen Häuser hat eine neue Dämmung hinter einem Asbestschindel-Behang erhalten. Insgesamt haben diese "Verbesserungen" der Anlage freilich nicht sehr geschadet.

Man sieht der Siedlung den Versuch an, große Dichte zu erreichen mit unterschiedlichen Wohnungen und einen starken Akzent auf die architektonische Kraft zu legen - wie das in jener Zeit eben verstanden wurde.





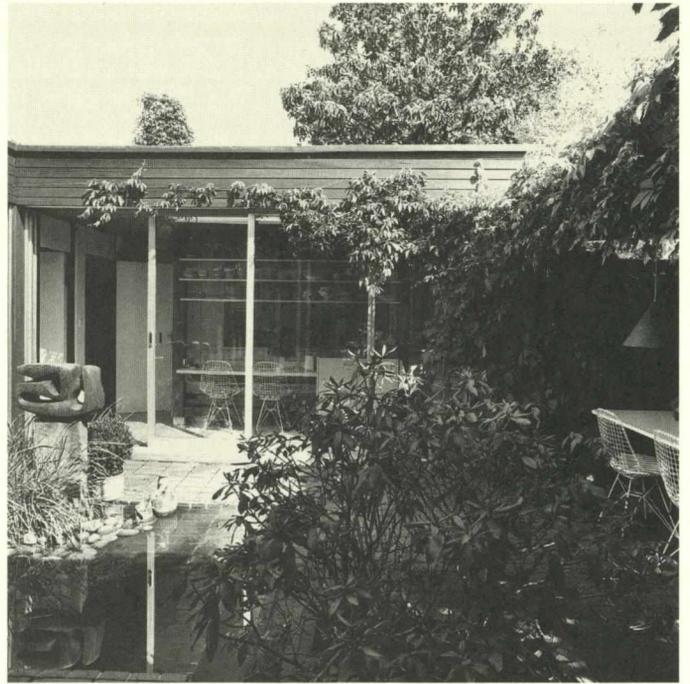
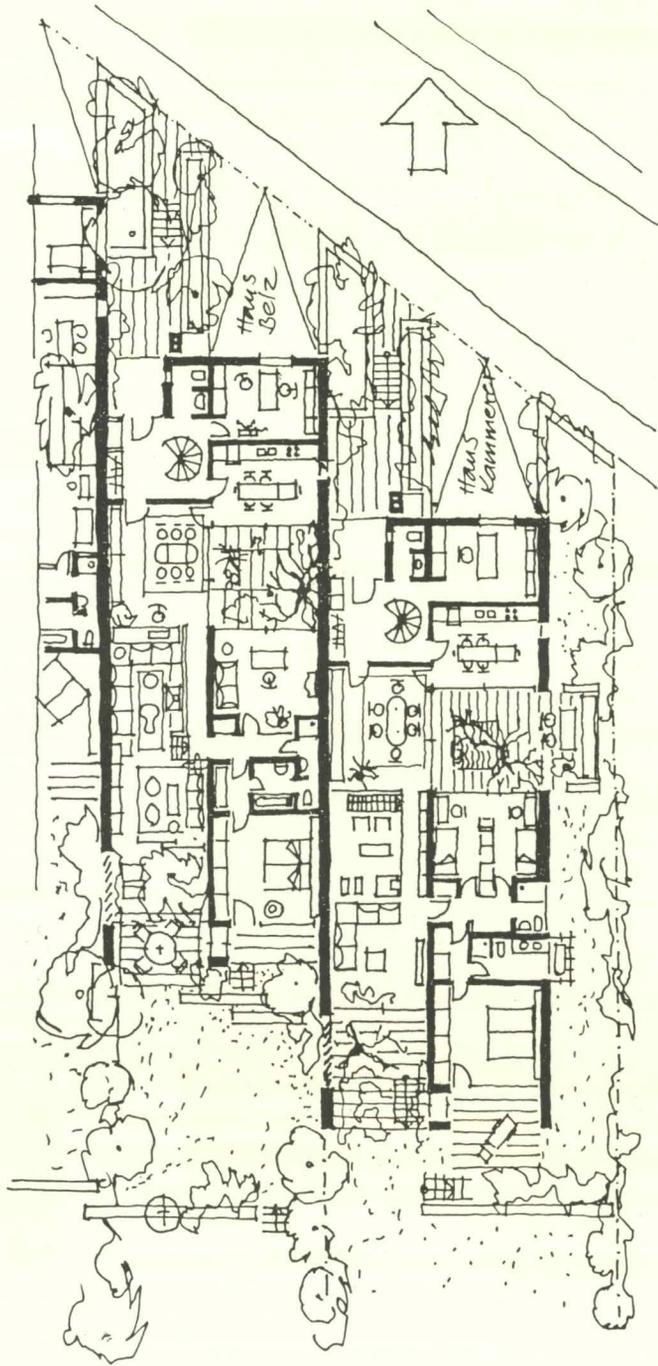






Kleine Reihenhäuser auf dem Land
1962



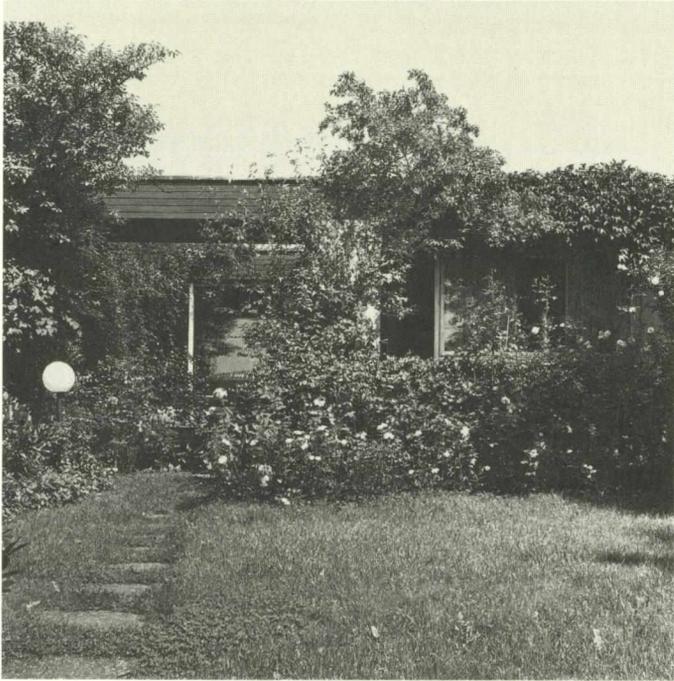


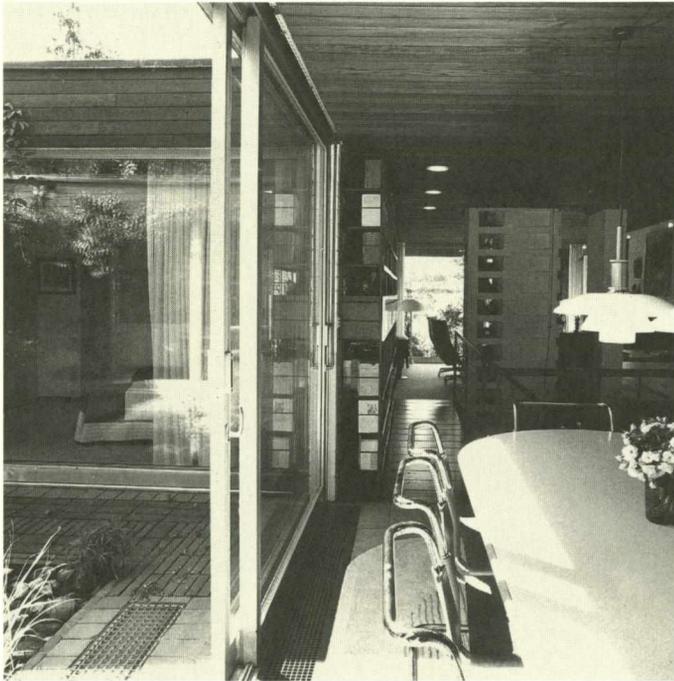


Auf einem Grundstück am Ortsrand von Stetten im Remstal, das für ein repräsentatives Einfamilienhaus vorgesehen war, wurden 1961 vier Reihenhäuser geplant. Der Bauherr ließ sich von den Vorteilen überzeugen und verkaufte meinem Partner Belz und mir je einen Streifen. So kamen alle zu einem Haus, und eines war sogar noch übrig.

Die Reihenhäuser sind ebenerdig, sehr tief und deshalb nicht so leicht zu belichten. Sie brauchen einen Innenhof, der zugleich das EBzimmer, die Küche und zwei kleinere Kinderzimmer belichten muß. Da die Häuser gegeneinander versetzt sind, gibt es kaum gegenseitige Belästigung; außerdem wurden so ungestörte, individuelle Eingangs- und Zufahrts-Höfchen gewonnen. Auch die Gärten können so besser genützt werden.

Die Häuser sind massiv aus Kalksandsteinen gebaut, ohne Wärmedämmung, und





sie haben ein flaches, gefälleloses Holz-
dach, was dazumal für ein gefährliches
Risiko gehalten wurde.

Unnötig zu sagen, daß der Wandbau nach
den heutigen Vorschriften unmöglich
wäre. Uns jedoch scheinen gerade diese
homogenen, beidseitig weißgestrichenen
Wände den architektonischen Reiz der im
übrigen einfach und diszipliniert entwor-
fenen Häuser auszumachen. Wir versuch-
ten, ohne großen Aufwand und gestalteri-
schen Lärm die Phantasie, die im rechten
Winkel steckt, zu ergründen.

Zwanzig Jahre später wurde die kleine
Hausgruppe um sechs Einheiten erweitert,
im Stil der neuen Zeit, mit ebenso
falschem wie mißglücktem Anspruch. Von
Rücksicht auf das Bestehende kann ohne-
dies keine Rede sein. Normal.

Die Häuser sind das geblieben, was sie
schon 1962 waren: Ausnahmen.

Ein vorläufiger Rückblick

Wenn man der Statistik glauben kann, so sind zwei Drittel aller bundesdeutschen Bauten nach dem Krieg entstanden. Dabei wird allein die Zahl der Wohneinheiten auf vierundzwanzig Millionen geschätzt, in vierzig Jahren gebaut.

Nur knapp drei Prozent davon sollen auf die so heftig diskutierten Großsiedlungen der alten Bundesländer entfallen; eine quantité négligeable, wie der Bau geordneter Ansiedlungen überhaupt.

Dennoch würden die planerischen Versuche, mit dichter Wohnbebauung das "urban sprawl" wildwachsender Stadtaufösungen zu konterkarieren, in wenigen Jahren zu Tode geredet, geschrieben, geplant und verordnet.

Für die meisten Architekten sind deshalb die Zeiten ihres Engagements im Wohnungsbau verblassende Erinnerungen, von Resignation überschattet. Keine Gegenwehr, eher Schuldbekennnisse. Eine seltsame Regel.

Dabei müßte jeder Planer und Politiker, der bereit ist, seine auf Schlagworte redu-

in einem furchterregendem Konglomerat mit Industrie- und Gewerbe-Siedlungen.

Mit den großen und kleinen Siedlungen verschwanden auch die vielen Versuche, den Wohnungsbau mit neuen Angeboten unterschiedlicher Wohnformen für die gewachsenen Ansprüche der Bewohner schmackhafter zu machen und dem alleinseligmachenden Minimalbesitz der Häuslesbauer und Mietherren akzeptable Alternativen gegenüberzustellen.

Von den Haus-Typen der Siedlungen und Haus-Gruppen, die in diesem Bericht gezeigt wurden, hat so gut wie keine überlebt. Da sie nicht in die einfache Ideologie der traditionellen Urbanität passen und sich auch nicht sonderlich um die konservierende Erinnerung an historische Bauformen kümmerten, mußten sie verschwinden. Die Entscheidung für herkömmliche "Blockrandbebauung" in Stadt und Land ist auch eine Entscheidung für den herkömmlichen Miethaustyp: Treppenhaus, Wohnung links, Wohnung rechts, der Zweispänner eben.

Es gab ohnedies, gemessen am Volumen

Politiker, Soziologen, Stadtplaner und Kritiker haben der unerträglichen

zierte Meinung zu revidieren, seit langem einsehen, daß die eigentlichen Ghettos weniger in den gescholtenen Hochhaus-Quartieren liegen als im Meer der kleinen Häuser in den zersiedelten Landstrichen; in den aufgelösten Ein- und Zwei-Familien-Meilen. Dorthin ist die Stadt so fatal zerbröselst. Dort ist der Boden knapp und teuer geworden, der Verkehr fast ganz auf das Automobil angewiesen - und das alles

des Wohnungsbaues, verschwindend wenige andere Versuche. Sie haben nicht viel mehr als zwanzig Jahre gelebt, nicht lange, aber für ihre Verurteilung lang genug. Traurige Wahrheit: Politiker, Soziologen, Stadtplaner und Kritiker, die alle Großsiedlungen, Trabantenstädte und

sogenannte Hochhaus-Viertel zum Aussterben diskutierten, haben damit der unerträglichen Landzersiedelung Vorschub geleistet, ohne brauchbare Alternativen zu liefern.

Die Zeit von den siebziger Jahren bis heute ist im wesentlichen von der Stadtverbesserung, der "Stadtreparatur", der Renaissance urbanen Lebens geprägt. Die bössartige Ausbreitung der Gewerbe- und Siedlungsgürtel um Städte und Dörfer wird gelegentlich bedauert, aber als offensichtlich unabwendbar hingenommen. Natürliches Chaos des Wachstums.

Davon haben die Stadtkerne am meisten profitiert, im wahren Sinne des Wortes, und das dörfliche Umland hat in gleichem Maße an Qualität verloren.

Schnell durchquert der Besucher kopfschüttelnd die ausgefransten Stadt- und Dorfränder, freut sich dann um so mehr an den Früchten des urbanen Lebens in den aufpolierten Resten der alten Städte und am Blumenschmuck ums dörfliche Fachwerk, am wiedererweckten Charme des lieben, alten Dorfes.

Landzersiedelung Vorschub geleistet.

Die meisten Städte und Dörfer haben ihre komplette Ausrüstung gerade noch geschafft, bevor sie von der Rezession an den Rand der Pleite gedrängt wurden.

Alles ist da: Warenhausstraßen für die Fußgänger, mit Bäumen, Blumenkübeln,

Brunnen und feinen Pflasterungen garniert, multinationale Konsumzentren. Theater, Museen und Bildungseinrichtungen aller Art, für jeden Geschmack und Ehrgeiz.

Alles, was auch immer zum Genuß innerstädtischer Freizeit beitragen kann, von der Spielhalle bis zum Erlebnis-Freibad. Dazu kommt das umfassende Angebot der Dienstleistungen, das vorzugsweise in Banken, Sparkassen und Versicherungen stadtbestimmend sichtbar wird.

Und für alle diese Segnungen wurde eine adäquate Baukunst erfunden.

Es ereigneten sich zwei Dinge gleichzeitig und miteinander verbunden. Die Naturstein-Industrie kann immer dünnere Scheiben vom festen Stein abschneiden und damit große Flächen immer billiger bekleiden.

Gleichzeitig kam eine Architektur in Mode, die ausgerechnet ihren starken Ausdruck von diesen schwachen, jedoch großflächigen Platten aus Naturstein herleitet. So kann auf ökonomische Weise eine Ähn-

lichkeit mit den alten, aus dicken Quadern aufgeschichteten Bauwerken erzeugt werden, deren Bewohner jedoch - wie jeder weiß, der je in einem Palazzo wohnte - im Winter von großer Kälte heimgesucht wurden.

Ein Drittes machte die Imitation vollends zum Original: die Erfindung der dicken, farbigen Kunststoff-Bandagen, die man auf die Betonwände klebt, zur Wärme- oder Kälte-dämmung; eine Art Mumifizierung, die dann ihrerseits mit den erwähnten Steinplatten überzogen wird und so den baukünstlerisch hochwertigen Eindruck schafft, der unsere städtischen Bauten so angenehm an vergangene Größe erinnern läßt. Historisch vielleicht korrekt, aber dennoch irreführend nennt man dies die "Postmoderne". Nach der feineren Annäherung an die Herkunft könnte man von einer Neo- oder noch besser Pseudo-Monumentalität reden.

In fast allen größeren Städten wenden sich die noblen und weniger noblen Bauherren mit ihren Architekten der neuen Mode zu und lassen ganze Straßenzüge mit diesen dreischichtigen "Naturstein-Fassaden" tapezieren, unter dem Applaus von Handel, Wandel, Kunst und Wissenschaft.

Die Art und Weise, das für die Baukunst so entscheidende Äußere eines Bauwerks fast nach Belieben von seinem Innern zu trennen, hat manche Architekten zunächst zu dem nur scheinbar richtigen Schluß geführt, an das feste Betonskelett des Hauses dünne, leichte und deshalb metaphorisch als Haut bezeichnete Außenwände aus Metall und Glas anzuhängen. Des geringen Gewichts wegen, sagt man, meint aber in Wirklichkeit, einen halbwegs logisch-ideologischen Zusammenhang mit der eigenartig hybriden Konstruktion gefunden zu haben.

Die Kunst des Bauens ist doch nichts anderes als die Übernahme

Dem unbestechlichen bürgerlichen Geschmack, der industriellen Tüchtigkeit und der Einsicht vor allem der beweglichen jüngeren Architekten ist die Erkenntnis zu verdanken, daß sich diese Methode genauso gut auf Verkleidung mit Steinplatten umstellen läßt; womit eine ideale Stadtarchitektur erzeugt werden kann, mit

Waren die Wohnviertel durch die Kriegszerstörungen am stärksten betroffen, so ist es die Wiederherstellung der historischen, vor allem der gründerzeitlichen Stadtgrundrisse, die sie in den letzten zwanzig Jahren zum bevorzugten Wohnort machte. Hier ist die architektonisch-städtebauliche Angleichung an die

Die wundersame Wandlung von Beton zu Stein – ein Traum wird wahr.

deren Hilfe man selbst vor Rekonstruktionen bedeutender Palazzo- und Schloßarchitekturen nicht mehr zurückschrecken muß. Sind doch diese neuen Altbauten nun auch innen warm, klimageschützt, energiesparend, und sie befriedigen oben-drein den nationalen Drang zu angemessener Monumentalität.

Die wundersame Wandlung von Beton zu Stein – ein Traum wird wahr.

Um nicht vorschnell als Traditionalisten abgestempelt zu werden, halten die jüngeren Architekten auch die gläserne Moderne wenigstens fragmentarisch zur Verfügung: Erker, Beulen, kühne Glaschwünge und aus dem "Steinbau" subtil herausgedrehte Glastürme für die Treppenhäuser. Rührende Rest- und Versatzstücke der verdamnten Glasarchitektur.

Die Kunst des Bauens scheint nichts anderes als die Übernahme vorzüglicher alter Ästhetik mit Hilfe nagelneuer Technik zu sein. Logisch und verblüffend in einem.

Neben dieser spektakulären Inszenierung der Innenstädte wird die Rolle des städtischen Wohnungsbaus in der wiederentdeckten Stadtkultur oft übersehen. Dabei ist gerade diese eher vom Wohnungsbau geprägt: die Stadt als lebenswerter Wohnort.

vorgefundene Substanz, die wiedererwachte Liebe zur Gründerzeit-Architektur in der Tat ein Gewinn.

"Stadterneuerung nach innen" ist zur Erneuerung der vorhandenen Strukturen geworden: Sanierung, Auffüllung, Verdichtung, Entkernung und Durchgrünung bei vorhandener teurerer Infrastruktur sind dafür die Stichworte. Unsere traditionellen städtischen Quartiere sind dort wieder intakt, wo die Wohnungen noch nicht der kommerziellen Expansion zum Opfer gefallen sind.

Dort regiert auch nicht so sehr die Lust an der fragwürdigen städtischen Repräsentationsarchitektur. Vielmehr sind die Wohnhäuser schon aus Kostengründen meist von einfacherem, anonymem Aufwand geprägt. Die Attraktion der vielfältigen zentralen Angebote in kurzer Entfernung hat für eine breite Schicht typischer Stadtbewohner gesorgt. Sie nehmen auch die Unannehmlichkeiten der städtischen Enge mit ihren Verkehrslawinen bei mangelhaftem Parkplatzangebot in Kauf. Und die Eckkneipe wird zum Symbol befreiender Urbanität.

Selbst für die Unterhaltung der städtischen Einrichtungen aller Art ist das Geld knapp geworden. Der städtische Wohnungsbau, vor allem der soziale, erliegt dem Platzmangel und den Grundstückskosten. Das Ende möglicher Auffüllung und "Nachverdichtung" ist abzusehen. Und der Zustrom in die Ballungsgebiete hält an.

iglicher alter Ästhetik mit Hilfe nagelneuer Technik.

Sollen die ohnedies spärlichen Grün- und Erholungsräume nicht geopfert werden, so führt die Expansion zwangsweise hinaus aufs Land; in die Gebiete jenseits des Speckgürtels chaotischer Randbebauungen, der großen Abstellflächen für alle sperrigen und häßlichen Bauten mit ihrem Flächenfraß; jenseits aber auch der großen Streugebiete des Wohnens zwischen Stadt und Land, die man liebenswürdig als Vorstädte bezeichnet. Die Expansion führt in Gebiete fremder Planungshoheit.

Die Konzentration auf die Kernstädte der Ballungsräume ohne politische Planungskonzepte für das weitere Umland wird nun zum größten Hindernis für die sinnvolle Erweiterung der städtischen Wohngebiete.

Die Chancen dafür sind auch deshalb gering, weil Versuche, in den Randgemeinden Wohngebiete städtischer Dimensionen anzusiedeln, samt und sonders verurteilt werden. Hier regieren seit langem das beliebte Einfamilienhäuschen, das traditionelle Minimieithaus, die unwirtschaftliche, teure Erschließung und die banalste Gestalt.

Die Rückkehr zur Verdichtung, zur Siedlung der sechziger Jahre ist versperrt. Schon die Begriffe sind suspekt. Der Wohnungsbau ist fest in der Hand privater Investoren, der kleinen Wohnungsbauunternehmungen, der Makler und Banken, ein bequemer Markt mit hochgeschätzten, wengleich teuren Wohnungen. Aus den Siedlungen wurden Wohnparks und Residenzen, keineswegs aber Vorstädte, nicht einmal Gartenstädte: überhaupt nichts Städtisches.

Es gibt offensichtlich keine Rezepte und wenige Konzeptionen für den Bau von Wohngebieten mit billigen, guten, erschwinglichen Wohnungen, die wir immer dringlicher brauchen. Es sei denn, die öffentliche und die private Armut forderten eines Tages kräftige Einschränkungen und ungewohnten Verzicht: Zwang zum rationalen, zum einfachen Wohnungsbau, der auf diese Weise auch wieder zu einer gemäßen Architektur des Wohnhauses führen könnte. Der Verlust der Attribute des fragwürdigen Wohlstandsgeschmacks wäre ohnedies ein Gewinn für unsere architektonisch gebeutelten Ballungsräume.

Doch es gibt schon beachtenswerte Ausnahmen, Lichtblicke auf eine neue Qualität des öffentlich geförderten Wohnungsbaus. Eine Publikation des bayerischen Innenministeriums "Wohnmodelle 1984-90" zeigt zum Beispiel Resultate eines vom Bund geförderten experimentellen Wohnungsbaus, der vor allem Alternativen für Wohnungen und Wohnsiedlungen um die bayerischen Städte aufzeigt: fast durchweg hohe Wohnqualität anspruchsvoller, angemessener Wohnhaus-Architektur, auch Anknüpfung und Fortführung des Bauens der fünfziger und sechziger Jahre.

Wohnen steht im Vordergrund und nicht fragwürdig gespreizte Vorstadt-Ideologie auf dem Land. Die Chancen sind jedoch gering. Die oft zitierte Nachkriegszerstörung der deutschen Lande ist noch lange nicht abgeschlossen.

Für den Bund, die Länder und die Gemeinden ist der Bau von Wohnungen fast zwangsläufig auf die schiere Quantität konzentriert. Der offene Markt der Immobilien lebt davon. Die Architekten sind die geringste Einflußgröße in diesem Kartell.

Aber jedes Haus braucht einen Plan zur Genehmigung und jedes Wohngebiet einen Bebauungsplan. Stadtplaner und Architekten können sich deshalb an ihrer Verantwortung für diesen entscheidenden Teil nicht resignierend vorbeimogeln, wenn der Wohnungsbau auch wieder ein Gradmesser für das kulturelle Niveau der Demokratie werden soll.

Zum Trost gibt es neuerdings einen bequemeren Weg zur Rettung des scheinbar rettungslos dahinfließenden Chaos.

Die Lösung ist einfach und nicht ohne dialektischen Reiz: Umkehr der Definitionen, der Betrachtungs- und Wertmaßstäbe. Städtische Ausuferung wird als natürlicher Prozeß erkannt. Aus regelloser Landnahme entsteht im Lauf der Zeit eine Rückgewinnung der Landschaft in neuer privater Stückelung. Aus dem regellosen, städtischen Wachstum werden durch einfachen Begriffswandel Wohninseln mit städtischem Verkehrsnetz samt Märkten und Produktionseinrichtungen; Struktur einer neuen Wirklichkeit.

So gewinnen die Stadtforscher den unsäglichen Konglomeraten den Charme einer wilden Ordnung ab, Ästhetik der Befreiung vom städtischen Architekturzwang, neue

Fortschritt ohne Änderung oder Resignation?

dynamische Stadtstrukturen ohne Städte. Die neue Wertschätzung der Spontansiedlungen in den Entwicklungsländern macht's möglich.

Vielleicht steht uns ein Umdenkungsprozeß bevor, den die meisten für sich längst vollzogen haben: Fortschritt ohne Änderung oder Resignation?

Quellen, Verfasser:

Weißenhof 1927

aus dem Buch "Die Weißenhofsiedlung"
von Jürgen Joedicke entnommen

Kochenhof 1934

aus "Architektur-Führer" entnommen

Heim und Garten 1961

Fotos aus dem Heft 8,
"Deutsches Bauen" 1961 entnommen

Kapitel 3: Bild auf Seiten 42-43

aus

"Bauen Wohnen Leben in Württemberg"
herausgegeben von der öffentlichen
Bausparkasse Württembergs Stuttgart

Kapitel 3: Bild auf Seiten 44-45

aus

"Träume in Trümmern"

Durth, Gutschow

Verlag Vieweg

Kapitel 3: Bild auf Seiten 48-49

aus

"Wohnungsbau - The Dwelling
- L'habitat"

Deilmann, Kirschenmann, Pfeiffer

Krämer Verlag Stuttgart

Kapitel 3: Bild auf Seiten 52-53

aus

"Hans Scharoun -

Chronik zu Leben und Werk"

Geist, Kürvers, Rausch

Akademie der Künste, Berlin

Kapitel 3: Anzeige auf Seite 50

aus

"30 Jahre Werkstatt Rixdorfer Drucke"

Bremer, Schindehütte,

Vennekamp, Waldschmidt

Merlin Verlag

Fotografien von Rotraud Harling:

- Landschaftsfotos im Inhaltsverzeichnis

- Kapitel 1: Seite 11, 12, 13, 14, 16

- Kapitel 2: Weißenhof Seite 24, 25

- Kapitel 2: Wohnen 2000 Seite 30, 31

- Kapitel 3: Landschaft Seite 46, 47

- Kleine Häuser für Flüchtlinge

- Ein bewohnter Steilhang

- Architekten bauen ihre eigenen Häuser

- Fünfzig Wohnungen in einem Haus

- Bauen für Staatsbedienstete

- Wohnungen für Ärzte, Masseur...

- "Hochhaus"

- Als die Versicherungen noch

Wohnungen bauten

- Terrassensiedlung Heidelberg-Boxberg

- Kleine Reihenhäuser auf dem Land

Fotografien von Frank Kleinbach:

- Aus der Zeit der Werksiedlungen

- Weitere kleine "Hochhäuser"

- Zeilenbau mit Variationen

Fotografien von avStudios, Stuttgart:

Markus Mahle

- Kapitel 2: Weißenhof Seite 20, 21

- Kapitel 2: Kochenhof Seite 20, 21

- Kapitel 3: Wohnen 2000 Seite 27, 28

Die Architekten:

Reisebericht Seite 57 - 141:

Projekte:

- Ein bewohnter Steilhang

- Fünfzig Wohnungen in einem Haus

- Bauen für Staats-Bedienstete

- Wohnungen für Ärzte, Masseur...

- Hochhaus

- Weitere kleine "Hochhäuser"

- Als die Versicherungen noch

Wohnungen bauten

- Terrassensiedlung Heidelberg-Boxberg

- Zeilenbau mit Variationen

- Kleine Reihenhäuser auf dem Land

Kammerer und Belz, mit vielen Mitarbei-
tern, vor allem mit den Partnern Greitzke,
Hallermann, Kucher und Ziegler.

Projekt "Architekten bauen ihre eigenen
Häuser" Greitzke, Hallermann, Munz und
Wittich.

Projekt "Kleine Häuser für Flüchtlinge"
Kammerer, Luz und Geipel.

Projekt "Aus der Zeit der Werksiedlungen"
Gutbier, Kammerer und Belz.

Weißenhofsiedlung

Mies van der Rohe
Oud
Bourgeois
Schneck
Le Corbusier, Jeanneret
Gropius
Hilberseimer
Taut
Poelzig
Döcker
Taut
Rading
Frank
Stam
Behrens

Kochenhofsiedlung

Schmitthenner
Bonatz, Scholer
Schwaderer
Heim
Kluftinger, Gabler
Volkart
Graubner
Weber
Kiemle, Weber
Eitel
Kircher
Krüger
Köbele
Eisenlohr, Pfennig
Weber
Körte
Wagner
Leistner
Pilzecker
Mayer
Rommel, Wiemken
Tiedje
Gonser

Heim und Garten 1961

Gartenarchitekten:

Aldinger
Bretschneider
Haag
Kilchling
Koch
Luz
Miller
Römer
Valentien

Architekten:

Bächer
Kammerer
Luz

Gestaltung der Ausstellungen:

Lohrer

Wohnen 2000

Internationale Gartenbauausstellung 1993

Reihenhäuser:

Muszynska und Muszynski;
Bidlingsmaier, Egenhofer, Dübbers
ECD Partnership Architects and
Energy Consultants,
Johs. Gunnarshaug
Szyszkowitz-Kowalski und Szyszkowitz
HHS Architekten
Jourda et Perraudin Partenaires

Mietshäuser:

Gullichsen Kairamo Vormala Arkkitehditky
Tegnestuen, Vandkunsten, Lorezen
LOG ID Dieter Schempp
Bengt Warne, Jo Glässel
Entwurfsgruppe Stahr
Michael Alder
Mecanoo

Impressum

Herausgeber

Hans Kammerer

Konzeption und Gestaltung

avStudios, Stuttgart

Xuyen Dam

Lektorat

Amber Sayah

Jochen Uerz

Klaus Harpprecht

Lithografie

Schreiber -

Grafische Kunstanstalt, Stuttgart

Druck

Dr. Cantz'sche Druckerei,

Stuttgart-Ostfildern

Verlag

avEdition, Stuttgart

ISBN

3-929638-02-9

©avEdition, Stuttgart 1994

Papier

Die ersten drei Kapitel dieses
Buches sind gedruckt auf Senator,
holzfrei weiß matt, 135 g/m²;
alle folgenden Seiten auf GSO
holzfrei weiß gelblich, 135 g/m².

